P. o. germ. 1170 t Robe

7824

Der geraubte Schleier.

Romanze.

Von

Nobe.

Erster Theil.

Als Handschrift gedruckt bei Fr. Rückmann in Leipzig.

1842.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ihrer Majestät

der

Königin Elisabeth von Preußen

in

tiefster Ehrfurcht und Unterthänigkeit.

Der

geraubte Schleier.

Erster Gesang.

Ronceval.

Die Zeit ist hin, da seinem goldnen Wagen
Apoll entstieg und einen Baum umrang,
Vorüber ist die schöne Zeit der Sagen,
Als Aphrodite an das Ufer sprang,
Und, Liebesschmerz um Liebesglück zu wagen,
Adonis in die Götterarme schlang;
Ganz andre Zeiten sind herauf gegangen,
Die Welt sucht andres Glück, hegt andres Bangen.

Doch war sie schön die Zeit, als durch das Leben
Die Dichtung ihre Silberfäden bog,
Ein schöner Traum, die Menschen zu erheben,
Die Götter auf die Erde niederzog.
Der Mensch läßt sich so leicht von Trug umweben,
Doch jener Trug, der ihn so süß betrog,
War nicht der schlimmste, den er sich erfunden;
Mit frohen Kränzen hielt er ihn umwunden.

Jetzt steigt kein Gott mehr vom Olymp hernieder
Sich Sterblichen mit Liebesgruß zu nahn,
Umfächelt einer Leda stolze Glieder
Kein himmlischer, kein liebeseel'ger Schwan.
Der holde Traum entwich in's Reich der Lieder,
In's Heimathreich für jeden schönen Wahn,
Und nur noch aus der Dichter goldnem Munde
Vernimmt man die sonst längst verklung'ne Kunde.

O Königin, verwirf nicht mein Bestreben,
Versuch ich, wenn auch wenig nur geschickt,
Ein Bild aus jener schönen Zeit zu geben,
Von der zu hören, immer neu entzückt.
Weit mehr als Du der Meinung möchtest leben,
Beweis' ich Dir, in Ehrfurcht tief gebückt,
Wie Du ja selbst aus einem Stamm entsprossen,
Der alten Götter Liebling und Genossen.

Geläng es mir, den Tag Dir zu erheitern,
Nur eines Tages Abend, den Du schön,
Um Deines Volkes Wohlstand zu erweitern,
In güt'gen Sorgen sahst vorübergehn,
Dann wär' ich hochbeglückt. Doch sollt' ich scheitern,
Entfernt vom Ziel kein frohes Ufer sehn,
So bist Du mild, nach solchem Ziel sich wagen
Ist auch etwas, ich will nicht vor Dir zagen.

Und wähl ich im Beginn verworrne Wege,
Gedenk', es sei des Dichters so die Art,
Daß er vor Augen nicht gleich Alles lege.
Auch ist es Klugheit, die das Ende spart:
Gelingt mein schönstes Hoffen das ich hege,
Bleibt Deine Neigung meinem Lied bewahrt,
Dann darf, so lang ich sing', ich vor Dir weilen;
Wie sollt' ich hastig da zu Ende eilen?

Und fang ich an zuerst von Krieg und Schlachten,
So glaube nicht, daß ich mein ganzes Lied
Mit wilden Heldenthaten will befrachten;
Bald siehst Du mich um bessre Kunst bemüht,
Gewahrest mich nach mildern Tönen trachten,
Wovor Dein Ohr nicht mit Entsetzen flieht,
Und kann ich auch das Rauhe nicht umschreiten,
So will ich leicht daran vorüber gleiten.

Schon war Hispanien dem Schwert des Mohren
Dahin gesunken, dessen Uebermuth
Die Krone Karls zum Ziele sich erkoren.
Vermessen hatt' er sich bei Gut und Blut,
Die Fahne des Propheten auf den Thoren
Von Frankreichs schöner Hauptstadt, eh er ruht,
Und müßt' er über Leichen hingelangen,
Als seines Sieges Zeichen aufzuhangen.

Schon drang er vorwärts auf die Pyrenäen,
Denn Kaiser Karl war mit dem ganzen Heer
Nach Deutschland fort, die Sachsen zu bestehen,
Nur Roland blieb zu Schutz und Gegenwehr.
Ließ der auch sieggewohnte Fahnen wehen,
Ihn drängten doch der Feinde täglich mehr,
Und wollt' er nicht erdrückt sein, mußt' er weichen
Und rasch Bayonne suchen zu erreichen.

Noch lag das Grenzgebirg' unüberstiegen
Vor Roland da in tiefem Dämmerlicht;
Er will, sobald die goldnen Wölkchen fliegen
Womit der Tag der Nächte Fesseln bricht,
Hinüber, und schon nahte sich verschwiegen
Die Sonne zu des Berges Haupt. Sie nicht,
Doch sahe man den Berg mit Gluth sich decken,
Womit sie kam den träumenden zu wecken.

Und bald erglühten alle Gipfelstirnen
Und schwammen, goldne Inseln, auf dem Meer
Der Nacht, die noch das Thal mit Dorf und Thürnen
Umwob und Menschen müd' und schlummerschwer.
Und immer höher hoben sich die Firnen,
Und immer breiter kam das Licht daher,
Bis es, wo Wald und blum'ge Matten grünen,
Langsam den Berg herab zog auch zu ihnen.

Und wie die Sonne nun hernieder gleitend
Fortwandelte von Berg herab zu Thal,
Bald Felsenschlucht, bald Blachfeld überschreitend
Sich zögernd um des Waldes Ecke stahl,
Da plötzlich zeigte sich, weit aus sich breitend,
Des Heeres langer Zug; ihr goldner Strahl
Blitzte zurück aus tausendfachen Waffen,
Geführt von Männern kriegerisch geschaffen.

In langen Gliedern kamen hergezogen
Die Schwerbewaffneten im Eisenkleid,
Und rasch bewehrt mit Pfeilen und mit Bogen
Ergossen sich bald dichter, bald zerstreut,
Der leichtern Kriegesvölker breite Wogen.
Geschwärzt sind Rain' und Felder, weit und breit,
Von Menschenmassen, die des Berges Seiten
Von dort herab, von hier hinaufwärts schreiten.

Von Menschenbächen ist der Berg durchflossen,
Hier um die Hügel die zu Fuß, und dort
Im breitern Felde kommen sie auf Rossen.
Jetzt stutzt ihr Zug an eines Hohlwegs Bord,
Sie gehn hinab, hinüber, und geschlossen
Ziehn schon die ersten langsam weiter fort;
Weit drüben und voraus schon wandeln Schaaren,
Die hinter'm Wald bisher nicht sichtbar waren.

Jetzt um die Höhe kommt von kühnen Reitern
Ein prächtger Trupp, der wenig Ordnung hält;
Um Rossesmaß der übrigen Begleitern
Zeigt stets voraus der eine sich im Feld.
Er sprengt heran, er hält, spricht mit den Streitern,
Bald diesem und bald jenem zugesellt,
Und ist ihr Zug vorüber geht's im Laufen
Von diesem dann zu einem andern Haufen.

Der Feldherr war's. Den Schlachthelm auf dem Haupte
In riesenhaften Gliedern stand er da,
Und unter ihm aus heißen Nüstern schnaubte
Sein schwarzes Roß. Es war Roland. Man sah
Solch Roß nie wieder wo und aberglaubte
Von einem Dämon sei's. Noch eben nah
Trug's ihn schon weit hinweg. Im blanken Stahle
Des Helms blitzt Licht, als ob er Feuer strahle.

Er ritt durch's Feld zu allen seinen Schaaren,
Begrüßte die, belobte jene dann,
Weil herrlich sie in gestrigen Gefahren
Dem alten Ruhm noch neuen zugethan.
Hier diese mahnt er Ordnung zu bewahren
Und jenen räth er größre Ruhe an,
Und alle Besten, die vorüber kamen,
Ruft er heran und nennet sie mit Namen.

Verschwunden kaum, kommt er zurückgezogen,
Und wie zu kurzem Sprung sein Roß sich hebt
Und niedersenkt in anmuthvollen Bogen,
So wogt des Helmes Feder wie belebt,
Leicht schwimmend auf des Morgenwindes Wogen.
Sein Beispiel macht den ganzen Troß bestrebt
Wie er dahin zu gehn in kurzen Sprüngen;
Nicht jedem Reiter will es wohl gelingen.

Manch einer giebt sich auch besondre Würde,
Verschmäht zu thun was eben jeder thut,
Hält an sein Pferd, rückt fest die eigne Bürde
Und zügelt zur Gelassenheit den Muth.
Nun wirft's die feinen Füße wie zur Zierde
Spitz vor sich aus, kunsttänzerlich, und ruht
Kaum auf des Hufes Spitze, bis der Zügel
Es wieder frei giebt, und dem Gange Flügel.

Viel' edle Männer wären zu benennen,
Von welchen Roland hier umgeben war.
Vor andern an der Kleidung zu erkennen
Sind Alarviz, den Mohrenland gebar,
Und Ebel Arabi, die nie sich trennen;
Zwei Mohrenprinzen, buntgeschmückt. Obzwar
Sie, wie man sagt, die Taufe schon erfahren,
Sah man sie doch ganz maurisch sich gebahren.

Der auf dem Fuchsen mit gestreckten Ohren
Ist Eghardt, Karls des Kaisers Seneschall;
Ein breites Schwert hängt ihm bis auf die Sporen,
Ein Ringelhemd umgiebt ihn überall.
Zum Truchseß hat der Kaiser ihn erkoren,
Weil nicht zur Tafel blos, in jedem Fall,
Auch wo den Feinden man begegnen mußte
Eghardt gar trefflich vorzuschneiden wußte.

Der dort den Gurt schnallt und den Hengst beschreitet,
Pfalzgraf Anselm, besorgt des Kaisers Haus,
Und wie daheim er das Gesinde leitet,
Wohl leitet er die Krieger auch zum Strauß.
Ein Reiherbusch, den Mohren ab erbeutet,
Weht über seinem hohen Helm hinaus;
Sonst ganz in Stahl gehüllt mit breitem Schilde
Sprengt er dem Feldherrn nach durch die Gefilde.

Hier Isenbart und Tassilo, zwei Brüder,
Mit starken Waffen, Allen hochgeschätzt,
Und jenes alten Stammes jüngste Glieder,
Den einst Karls Vater schmerzlich hat verletzt.
Aus Merwigs Blute kamen sie hernieder,
Weshalb Pipin sie aller Würd' entsetzt,
Die sie als Herzöge des Elsaß wahrten
Von Ethiko herab durch Eberhardten.

Des Stammes Güter stellte Karl Warinen,
Dem Vater dieser Beiden hier zurück,
Pipinens strenge That damit zu sühnen;
Doch nicht das Herzogthum. Wollt er sein Glück,
Die Krone, die mit muthigem Erkühnen
Pipin errang, und mit umsicht'gem Blick
Befestigte, in seinem Stamm erhalten,
So darf kein Merwigsprößling herrschend walten.

Auch war ein Jüngling mit in's Feld gezogen,
Verwandt mit Tassilo und Isenbart,
Und beide war'n ihm väterlich gewogen.
Sein Kinn war kaum mit gelbem Flaum behaart,
Und mädchenhafte Abendröthen flogen
Ihm über Wang' und Stirn, wenn um den Bart
Die beiden Vettern freundlich mit ihm scherzten,
Und ihn belobten oder gar ihn herzten.

Weit glänzt sein Helm daher im Sonnenstrahle
Und weiß und blaue Federn wehn mit Lust
Im Morgenhauch; knapp schließt aus blankem Stahle
Die kriegerische Rüstung um die Brust,
Und von den breiten Schultern auf die schmale,
Fast frauenschlanke Hüfte, unbewußt
Wie sie ihn ziere, fällt die seidne Binde;
Er glich des Kriegsgotts jüngstem Lieblingskinde.

Aus Baiern hatt' ihn zu des Kaisers Heere
Sein Vater, Herzog Tassilo gesandt;
Auch dieser fühlte schon des Ingrimms Schwere,
Den, weil auch er mit Merwig war verwandt,
Karl wider ihn im Herzen trug. O wäre
Des Kaisers Mißtraun nur damit verbannt!
Doch Karl wird nie von seinem Vorsatz weichen
Und früher oder später ihn erreichen.

Pipin schon blickte, als er Frankreichs Krone
Mit Räuberhänden sich auf's Haupt gesetzt,
Aus scheelem Auge. Doch auf Baierns Throne
Saß noch die eigne Schwester und für jetzt
Erschien's ihm besser, daß er weise schone,
Als Deutschland wider sich zu Flammen hetzt.
Seitdem nun kamen günstigere Zeiten,
Und reifer sind die Pläne schon bei weiten.

Noch hofft Tassil den Kaiser zu versöhnen,
Noch zu besänftigen den alten Groll;
Und Gebhards, seines Jüngsten, Wunsch zu fröhnen,
Dem kriegerischer Muth im Busen quoll,
Dem nach dem Kampfe mit den Saracenen,
Nach Waffenthaten jede Ader schwoll, —
Sandt er ihn Karln mit wohlgeprüftem Heere;
Dem scheidenden floß manche Mutterzähre.

Jetzt sondert er sich seitwärts ab, begleitet
Von beiden Vettern, voll von Lust und Scherz;
Und mit den dreien noch der vierte reitet,
Von jungen Plänen voll das kühne Herz,
Luitfried der längst sein Alter überschreitet
An Sinnigkeit und raschem Muth. Waldwärts
Lenkt jetzt der Trupp und giebt dem Roß die Sporen;
So sind sie aus dem Anblick bald verloren.

Noch immer war der Mohr mit keckem Wagen
Auf Rolands Fersen, der mit Mühe nur
Sich seiner wehrt. Zehnmal zurück geschlagen,
Verläßt er niemals doch des Heeres Spur
Und kommt zum elften Mal mit neuen Plagen.
Am Weg in diese Berge aus der Flur
Liegt mancher Mann schon von Rolandens Leuten,
Um dessen Beute sich die Mohren streiten.

Durch einen Engpaß müssen Rolands Wege;
Sicher hindurch zu kommen ungeirrt,
Nimmt selber er die Nachhut jetzt in Pflege,
Denn wie der Berg nun immer steiler wird,
Zeigt selbst sich mancher Starke müd und träge,
Und Schutz wird nöthiger. Der Mohr umschwirrt
Die Franken immer dringender und kühner;
Unendlich wird der Schwarm der Mahomsdiener.

Und dennoch ist kein Ernst in diesem Dringen,
Weit andre Künste kannte Abdramant,
Der Mohren König; noch sind seine Schlingen
Nicht fest genug um Rolands Haupt gespannt.
Schon aber rauscht die Zeit auf nahen Schwingen,
Da er, das Beil in mordbegier'ger Hand,
Sein wehrlos Opfer treffen wird. Beschäft'gen
Nur will er jetzt die Franken und entkräft'gen.

Als Führer sind Rolanden untergeben
Dudon von Mainz, Reinhold von Montalban;
Gerold der Greis, der doch an Macht und Streben
Ein Jüngling war, er führt die Schwaben an;
Auch Ogier der Däne, der sein Leben
Beschützen könnte gegen hundert Mann,
Berühmt durch seiner Arme große Stärke,
Und Ganelon, bezüchtigt schlimmer Werke.

Mit ihm voran als Wegesweiser zogen
Die Basken, eine rauhe starke Schaar;
Kein Pfad ist im Gebirg so krumm gebogen,
Worauf nicht ihrer jeder heimisch war.
Nicht Stein noch Strauch ist ihnen unerwogen
Sie kennen ihn vom ersten Kindesjahr;
Die Augen könnte ihnen man verbinden,
Sie würden selbst noch in der Nacht sich finden.

In diese setzt der Graf sein ganz Vertrauen;
Er war gewarnt, o hätt' er's nicht gethan!
Wer darf auf Treue, darf auf Schwüre bauen,
Die Zwang nur dem Besiegten abgewann?
Frei lebte sonst der Bask' in seinen Gauen,
Gezwungen ist er jetzt des Kaisers Mann,
Es kann dies Volk nicht fränkisch sein im Herzen,
Und die verlorne Freiheit nie verschmerzen.

Die stille Gluth in Flammen aufzubringen,
Schürt nun der Mohr bis seine List gedeiht;
Die alte Freiheit wieder zu erringen
Zeigt sich die günstigste Gelegenheit.
Ein wohlgeführter Schlag kann nicht mißlingen,
In diesen Bergen giebt sich Ort und Zeit,
Aus diesen Schluchten darf zu beider Frommen
Kein Mann, kein fränkisch Mutterkind entkommen.

Und Ganelon, o daß es nicht so wäre!
Der aller Baskenstämme Herzog ist,
Ward ein Verräther seiner eignen Ehre
Weil er den Karl'n geschwornen Eid vergißt.
Ihn mind'stens traf des Zornes ganze Schwere
Den Karl empfand, und mit dem Leben büßt
Er, was vielleicht er nimmer doch verschuldet;
Er hat den Tod von Henkers Hand erduldet.

Doch bis zum Tode hat er noch beschworen,
Wo doch so oft das Licht der Wahrheit kömmt,
Daß seines Volkes Bündniß mit den Mohren
Er nie gekannt. Es blieb vielleicht ihm fremd,
Man hielt vielleicht es fern von seinen Ohren,
Damit er die beschloßne That nicht hemmt,
Und hofft, er soll den Vortheil nicht verschmähen,
Möcht' er die That auch selber nicht begehen.

Auch möglich, daß der Kaiser Ganelonen,
Obgleich von seiner Unschuld überzeugt,
Vom angestammten Reiche wollt' entthronen.
Denn jeder Vorwand fand ihn bald geneigt,
Die alten Merwigsfürsten nicht zu schonen;
Ganz wie er Elsaß' Herzöge gebeugt,
Wie er die Agilolfen deshalb haßte,
Und nur bei ihnen auf den Vorwand paßte.

Genug, des Mohren wohlgeführte Ränke,
Der Basken Durst nach Freiheit reizt zur That;
Vielleicht auch zogen goldene Geschenke
Dies rauhe Volk auf frevelhaften Pfad.
Frei will es sein, und meint, kein Tadel kränke
Sein Unterfangen, das sei kein Verrath,
Mit Gunst der Zeiten wieder zu erringen,
Was nur Gewalt vermocht hat abzuzwingen.

Drum führen sie die müden, wegematten,
Verrathnen Franken lange kreuz und quer,
Bis sie in einem Felsenthal sie hatten,
Wo keiner rückwärts kann noch vorwärts mehr.
Voraus schon war, begünstigt von dem Schatten
Der letzten Nacht, ein Theil vom Mohrenheer,
Auf unbekannten, trugverrathnen Wegen
Sich lauernd in den Hinterhalt zu legen.

Gerold, dem dieser Weg nicht recht behagte,
Fragt zweimal, ob es auch der rechte sei;
Doch weil es zweimal Ganelon ihm sagte,
So zog er ein, wiewohl nicht ohne Scheu.
Er war der Mann nicht der so bald verzagte,
Doch nicht geheuer schien es ihm dabei,
Obwohl Burgund's und der Provençe Schaaren
Ihm schon voraus hinein gegangen waren.

So herrlich auch der Berg im Frühroth glänzte,
Bald kühn emporstieg, bald sich niederschlug,
Sich hier mit duft'gem Wald die Hüften kränzte
Und dort sein Zackenhaupt in Wolken trug,
Die Franken sahen's nicht; für sie begrenzte
Er nur den Blick in's Vaterland. Ihr Zug
Ging stumm dahin, sie fanden keine Freuden
An schnellen Wässern und an saft'gen Weiden.

So kam des Mittags sengendglüh'nde Schwüle
Und stets beschwerlicher wird nur der Pfad;
Kaum daß ein Lüftchen sich mit leisem Spiele
Dem Laub der leichtbewegten Espe naht;
Die Vögel ruhten still in Waldeskühle
Und suchten den Versteck im kühlen Blatt;
Schon sank Ein Krieger und ein zweiter nieder,
Und Mattigkeit entlöst die Kraft der Glieder.

Der starke Deutsche nur noch schreitet munter,
Den Alp, Voges' und Schwarzwald auferzog,
Er ist des Pfads gewohnt Berg auf, Berg unter,
Und Waffenlast war keine, die ihm wog.
Der Baske schaute schon versteckt herunter
Vom Felsenrand und sah wie ihn betrog
Des deutschen Kraft, die nimmer will ermüden;
Doch wie es sei, er ist zur That entschieden.

Vorn, nach den Basken, an des Heeres Spitze
Gehn nachbarlich Ligur und Provençal,
Und alle, welche ihre Vätersitze
Um Loire und Allier haben; dann zumal
Mit denen, welche voll von Lust und Witze
Paris bevölkern, die vom Marnethal;
Inmitten Deutsche und zuletzt Bretonen
Und die in Frankreichs Abendgegend wohnen.

Die Schlucht scheint ewig, die sie jetzt durchdringen;
Herein sind schon die allerletzten bald,
Und immer will's den ersten nicht gelingen
Heraus zu kommen aus dem Felsenspalt.
Bald ist ein morscher Stamm zu überspringen,
Gebrochen wie es scheint von Sturmsgewalt,
Bald liegen Stein' im Weg die sie verweilen,
Den Zug aufrollend zu verwirrten Knäulen.

Der Hohlweg schien wie in den Berg gerissen,
Und war von steilen Felsen rings umgähnt;
Des Adlers Schwingen hätte haben müssen,
Wer grad' hinauf zu steigen sich geseh'nt.
Wie nun das Heer hier ohne Arg und Wissen
Sich stopft und drängt und durch die Windung dehnt,
Zerreißt urplötzliches Geheul die Lüfte,
Feind überall umziehn des Berges Hüfte!

Felsblöcke donnern plötzlich auf sie nieder,
Baumstämme wälzen springend sich herab
Und senden ganze Rotten, ganze Glieder
In ein gemeinsam unerwartet Grab.
Gar manchem decket Nacht die Augenlieder,
Der an des Lebens grünem Wanderstab
Gedachte schöne Strecken noch zu gehen,
Und nun nicht wird des Abends Sonne sehen.

Wer in des Waldes frühlingduft'gen Gründen
Lustwandelnd seinen Fuß auf Blumen setzt,
Und eine Schlange sieht empor sich winden,
Die wild und giftig, weil er sie verletzt,
Die dreigespitzte Zunge schwingt, dem schwinden
Die Kräfte so, und kalter Schweiß benetzt
Dem Fliehenden die geisterbleichen Wangen,
Wie hier die Krieger bleichen und erbangen.

Der Tapfre mit dem Feigen im Gemenge,
Auch wer zu flieh'n sonst nimmer war geneigt,
Wankt rückwärts. Doch vergebenes Gedränge!
Der Schrecken wächst und die Verwirrung steigt.
So voll gepfropft von Menschen ist die Enge,
Daß nirgend sich die kleinste Lücke zeigt.
Die hinten wissen kaum was sich begeben,
Und fahren drängend fort vorauf zu streben.

Die Ordnung, der Gehorsam sind entschwunden,
Und Tausende gehn unter ohne Rath,
Eh die Besinnung wieder wird gefunden.
So war der Rache Stunde denn genaht;
Die Franken sind an einen Pfahl gebunden
Und offen legt der Baske seine That;
Frohlockend sendet er von Bergeswänden
Den sichren Tod aus mörderischen Händen.

Von allen Klippen, allen Zinnen krachen
Felsstücke mit zermalmender Gewalt,
Und machen diese Schlucht zum Höllenrachen,
Zu des Entsetzens grausem Aufenthalt.
Vergebens ist es, rückwärts Bahn zu machen,
Auch von des Zuges Rücken her erschallt
Schon Mordgeheul, den Angriff zu verkünden;
So bleibt nur vorwärts noch das Heil zu finden.

An den Soldaten kommt jetzt das Befehlen,
Der drängt hinaus, und der will rückwärts gehn;
Ein jeder schreit, es schmettern alle Kehlen,
Bald kann man selbst den nächsten nicht verstehn;
Schon fängt man an die Faust, den Dolch zu wählen,
Um im Gedräng verstanden sich zu seh'n,
Wer sich nicht beugt dem Stärkern nachzugeben,
Der büßt vor seiner Wuth es mit dem Leben.

Albert von Viviers, hohen Hauses Sprosse,
Will vor und schilt und weiset mit dem Schwert,
Doch von dem eignen widerwill'gen Trosse
Wird er umringt, beschimpft und umgekehrt;
Kühn fällt man in die Zügel seinem Rosse,
Er zieht zum Hieb, schon reißt man ihn vom Pferd,
Doch eh' er haut, zerschmettern und zerschellen
Vom roll'nden Fels Roß, Reiter und Rebellen.

Die alterfahrnen Krieger seh'n mit Schrecken
Die jede Rettung hemm'nde Meuterei,
Und drängen sich heran, Vernunft zu wecken,
Halt zu gebieten solcher Raserei.
Erst muß man ein'ge blutig niederstrecken,
Eh' der Tumult sich legt und das Geschrei.
Dann tönt es: Vorwärts, vorwärts! Doch es zagen
Die Besten, keiner mag sich vorwärts wagen.

Vorwärts darf man sich Frankreich näher glauben,
Rückwärts liegt nur des Feind's unwirthlich Land,
Und will das Schicksal jede Rückkehr rauben,
Der letzte Blick sei Frankreich zugewandt.
Nicht alle Scheitel werden sich entlauben,
Nicht alle braunen Locken wird die Hand
Des Todes fassen, Einer unerschlagen
Wird doch daheim die Trauerkunde sagen.

Gerold der Schwaben Herzog, war im Heere
Nach Roland der bewährteste Soldat,
Und ihm gebührt die unbestritt'ne Ehre,
Daß er, dem keiner sonst an Würde nah't,
Auch wenn er nicht des Kaisers Schwager wäre,
Den fernen Feldherrn hier vertrat. Zur That
Ist keiner kühner; seine Locken bleichen,
An Jünglingskraft sind wen'ge seines Gleichen.

Er drängt sich vor, der Held mit weißen Haaren,
Die starke Hand ergreift das Reichspanier,
Er will der Erste sein mit seinen Schaaren,
Hoch weht im Winde seines Helmes Zier.
Laßt euren Todesmuth sich offenbaren,
Auf, meine Schwaben, ruft er, folget mir!
Und stürmt hinaus auf Sterben und Gewinnen,
Er selbst voran und läßt den Kampf beginnen.

Ihm stehen flugs, noch tönt sein Aufruf wieder,
Zur Seite Tassilo und Isenbart,
Gebharden sinkt das junge Herz nicht nieder,
Sein Kinn ist glatt, sein Muth ist wohl behaart,
Und alle Deutsche werden Kampfes Brüder.
Um ein Panier die andern fest geschaart,
So stürmen sie hervor auf Tod und Leben;
Gern wich der Wälsche ihnen Raum zu geben.

Doch auch der Baske weiß den Krieg zu führen:
An seinen schmalsten Stellen ist der Weg
Gesperrt von Pfählen, und dahinter rühren
Sich Tausende von Mohren, die nicht träg
Und unnütz ihre Müh' und Zeit verlieren;
Entsendet aus dem schützenden Geheg,
Von spitzen Pfeilen schlägt ein dichter Regen,
So wie sie nah'n, den Stürmenden entgegen.

Klug sammelt sich die sturmbereite Menge,
Wo ihr des Berges schützendes Gestein,
Der Felsenzinnen breite Ueberhänge
Für kurze Rast nach Oben Schutz verleih'n,
Erhebt dann, wie zum wild'sten Schlachtgedränge,
Ein unermeßlich kriegerisches Schrei'n; —
Der Baske sieht sie nicht, hört nur die Stimme,
Und läßt die Steine los im blinden Grimme.

Dies ist der Zeitpunkt, den die Führer wählen,
Rasch eilt hinaus der Krieger ganzer Schwall,
Die Steine donnern nieder, doch sie fehlen,
Hinüber sind die Stürmer vor dem Fall.
Wer kann die flink geschwung'nen Eisen zählen,
Wie tausend Eisenschmieden dröhnt der Wall.
Die Mohren flieh'n, doch eilig sind die Recken
Nah' hinter ihnen, eh' sie sich verstecken.

Der greise Fähnrich stürmt mit Bai'r und Schwaben
Und Allemann mit nacktem Schwert voran,
Ihn hemmen Pfeile nicht, noch Wall und Graben,
Von seinem scharfen Schlüssel aufgethan,
Wie fest sie immer es verschlossen haben,
Wird jedes Schloß, und damit frei die Bahn.
So rückt des schneegenährten Bergstroms Schnelle
Des Lauf's hemmende Felsen aus der Stelle.

Wohl viele tapfre Leben sind verglommen,
Doch offen ist der Pfad, der Feind gefällt,
Und alles, was dem Hohlweg kann entkommen,
Was Stein und Balken tödtend nicht zerschellt,
Stürzt nun hinaus in's Freie. Ungenommen
Sind nur die Höhen, die der Baske hält,
Von wo herab der Steine dichter Regen
Entstürzte, und auch der muß jetzt sich legen.

Roland befand sich noch im letzten Zuge,
Ohn' Unterlaß vom nahen Feind geneckt.
Der kommt und flieht, und beides wie im Fluge,
Wie ein arabisch Roß im Lauf sich streckt.
Noch ahnt er nichts vom nahenden Betruge
Und traut den Basken, glaubt das Heer gedeckt,
Als er die nächsten, die vorauf ihm ziehen,
Bestürzt sieht auf sich zu und rückwärts fliehen.

Sie sind dem Feind mit Mühe nur entronnen.
Erblassend hört er, was geschehen war,
Welch' Bubenstück die Basken ausgesonnen,
Und will hinweg zum Schauplatz der Gefahr.
Doch hat auch ihn des Truges Netz umsponnen,
Gleich wird's auf allen Bergen offenbar,
Vor, neben ihm, er ist umstellt, umgangen,
Der Feind ist überall, er selbst gefangen.

Gefangen? O so bald ist's nicht geschehen,
Die Lust wird noch den Heiden nicht gegönnt;
Sie kommen hellen Haufens von den Höhen,
Doch weh' ihm, der vor Rolands Lanze rennt!
Hier liegt Schoffar, hier Jussuff, Almadehen,
Dem dreifach in der Brust die Wunde brennt,
Mehr als sein Tod schmerzt ihn Schoffars Gestöhne
Und Jussuffs Schrei, die beide seine Söhne.

Und diesem ersten Ausfall folgt ein zweiter,
Dem zweiten, heft'ger, folgt ein dritter nach;
Roland mäh't vor, die andern mähen weiter,
Und wo sie geh'n, entquillt ein rother Bach,
Doch werden immer wen'ger der Begleiter,
Rolandens kleiner Haufe schmilzt gemach,
Auf allen Wegen kommen neue Feinde,
Und jeden Schritt bezeichnen todte Freunde.

Erschlagen sind die besten seiner Leute,
Doch nie hat Roland einen Sieg verschenkt,
Dahin gestreckt an jedes Franken Seite
Liegt ein zehnfacher Feind in Schlaf versenkt.
Und ihn? wer hält ihn auf, er fliegt in's Weite,
Zerschmetternd was in seinen Weg sich drängt.
So kommt das Schiff mit vollem Wind geflogen,
Ohnmächtig schäumt der Widerstand der Wogen.

Der Weg, den ihm der Mohr mit seinen Banden
Am tapfersten und eifrigsten verlegt,
Der muß es sein, kein andrer ist vorhanden,
Der ihn am nächsten zu den Seinen trägt.
Den braust er hin; Bahn geben die da standen,
Doch wie der Wasser Schwall zusammenschlägt,
Schaum kochend wo der Kiel sie hat durchrissen,
So stürzt der Heid' ihm nach in Wuth verbissen.

So flieht der feige Kläfferschwarm der Hunde,
Wenn sich der rauhe Eber plötzlich kehrt,
Und aufgebracht vom Schmerz der frischen Wunde,
Wuthschnaubend unter die Verfolger fährt;
Sie weichen aus in scheuer, weiter Runde,
Weil keiner seine Stirn zu sehn begehrt,
Doch ist er dann vorbei, in seinem Rücken
Sind gleich sie wieder tapfer zu erblicken.

Der Graf verfolgt von solcher Kläffermeute
Die rastlos sich an seine Fersen hängt,
Fliegt jetzt hinauf an eines Hügels Seite,
Und fliegt hinab, wo sich die andre senkt;
Da, sieht er, kämpft sein Heer in vollem Streite;
Sein Heer? o wer dabei an Heer noch denkt!
Denn was er vor sich sieht, sind fast nur Trümmer,
Und was er mit sich führt, ist noch weit schlimmer.

Denn mit der Handvoll Streiter, die er brachte,
Zieht er den Schwarm der Heiden hinterher,
Der ihn im fernen Thal vorher bewachte.
Noch mancher Führer kommt herbei wie er,
Der zwar der Gegner Kunst zu Schanden machte,
Doch hinter sich wie einen Strom in's Meer
Die Heiden mit sich reißt; er kann nicht helfen,
Und mehrt die Uebermacht auf eins zu zwölfen.

Da, wo die Franken aus dem Hohlweg kamen,
Eröffnet sich dem Aug' ein weites Feld,
Das rechts und links ein Wald bedeckter Rahmen,
Des Berges grüner Arm umschlungen hält.
Wie sturmbewegten Fluthen nach zu ahmen,
So steigt des Berges Welle oder fällt,
Und bildet sanfte Biegungen und Buchten,
Oder zerreißt zu jähen Felsenschluchten.

Und alle diese Berge die da ragen,
Und Schlucht und Buchten sind vom Feind besetzt,
Viel' unermeßne Heeresmassen lagen
Im dunklen Wald, die noch kein Schwert verletzt.
Wie Gerold nun mit löwenkühnem Wagen
Die Heiden siegend aus dem Hohlweg hetzt,
Und kommt heraus und sieht was seiner wartet,
Ha, ruft er aus, dies Spiel ist wohl gekartet.

Leicht sieht er ein, was ihm bisher gelungen
Ist Knabenspiel zu dem, was hier bevor.
Fest war das Garn um Rolands Heer geschlungen;
Darf man Verräther loben, hat der Mohr
Den vorsichtigsten aller sich gedungen.
Hier erst kommt Kampf. Der Muthigste verlor
Die Farb', erstarrt zu marmornen Geberden;
Hier soll das Netz nun zugezogen werden.

Gerold erkennt, von hier sei kein Entrinnen,
Aus diesen Bergen sei kein Lebenspfad,
Nur noch ein ruhmvoll Ende zu gewinnen.
Schon halten Uebermuth und der Verrath
Sich fertig zum verderbenden Beginnen;
In todesschwangren Wetterwolken naht
Vom Berg herab des Heiden wilde Meute
Auf seine unrettbar verlorne Beute.

Er sieht die Krieger sieht die Feldherrn wanken;
Wie Hauf' um Haufen aus der Mordschlucht stürzt,
Sie neu erbleichen, stutzen, zögern, schwanken
Und ihre Siegesfreude früh verkürzt.
Wie! ruft er aus, erbangen auch die Franken?
Hält uns zum ersten Mal der Feind umschürzt?
O nimmer, Freunde, Deutsche! will ich glauben
Der Feinde Zahl könn' euch des Muths berauben.

Wollt ihr vielleicht zurück in jene Höhle,
Daß hündisch euch der Stein vom Felsenrand
Ein racheloses feiges Leben stehle?
Hofft ihr vom Basken Gnade, der entbrannt
Den Berg durchstreift mit mitleidloser Seele?
Des Tapfern Rettung ruht in seiner Hand,
Laßt sehn, ob die Natur dem Heidenleben
Mehr Festigkeit als unserm hat gegeben.

Ich wenigstens will von Barbarenhorden,
Ein Bubenspott, mich ohne Widerstand
Nicht schimpflich, feig und elend lassen morden,
Nicht ich die mit dem Stahl bewehrte Hand
In Fesseln reichen, an Galeerenborden
Das Ruder schwingen, fern vom Vaterland;
Einmal muß jeder zu den Schatten wallen,
Kann ich nicht siegen, will ich ruhmvoll fallen.

Er sprach's. Der Mohr ließ nicht so lange halten;
Mit wildem Schrei, der durch die Berge scholl,
Von vorn zugleich und aus des Waldes Falten
Stürzt er herein. Das Thal wird übervoll
Von Feinden, die, wie aus des Hohlwegs Spalten
Das überraschte Frankenheer entquoll,
Es einzeln fassen wollen und vernichten;
Mit Müh' List nur die Ordnung herzurichten.

Und nun entbrennt die Schlacht auf allen Seiten,
Das enge Thal wogt wie ein brausend Meer,
O nicht nur Ein Meer, zweie die sich streiten,
Zwei Meere wogen drinnen hin und her.
Der Grund erbebt von kampfeswilden Leuten
Und wie ein Saatfeld starret Speer an Speer;
Hier kommen lange Schwerter und dort blitzen
Mondkrumme Säbel über bunten Mützen.

Die Heiden schrein aus aufgerissner Kehle
Und reiten wild zu raschem Angriff an;
Die Kristen stehn wie eingerammte Pfähle
In untrennbaren Rotten Mann an Mann;
Kein Zagender errettet seine Seele,
Und Held wird jeder, der nicht weichen kann.
Gerold, den Muth der Streiter zu erhöhen,
Ist stets voran und überall zu sehen.

Und wie sie also kämpfen, und sich schlagen,
Daß funkelnd Feuer aus den Helmen glüht,
Die raschen Hiebe sich einander jagen
Und Hand mit Hand wetteifert mordbemüht,
Da kommt Roland, auf hohem Roß getragen,
Dicht an Anselm, und hinter ihnen sprüht
Eghardt daher mit allen Trümmerschaaren,
Die von der Nachhut noch gerettet waren.

So flieht die Flotte vor des Herbstes Stürmen,
Die eben noch das Meer so stolz beschwert,
So werden Wolken, die den Tag umthürmen,
Vom plötzlichen Orkan hinweg gekehrt,
So wird das Laub verweht, das nichts kann schirmen,
Wie hier der Mohr scheu auseinander fährt;
Barbarisch brüllt der Sterbenden Geheule,
Wer fliehen kann entflieht mit Schreckenseile.

Die Franken sehen ihn, und jubelnd Grüßen
Verkündet Rolands frohe Gegenwart;
Nun will kein Herz der Hoffnung sich verschließen,
Kein zagend Herz; es wähnt, von ihm bewahrt,
Noch Mancher frohe Tage zu genießen,
Den schon der Tod zur nächsten Ueberfahrt
Gezeichnet hat. So hofft wer noch nur Stunden
Zu leben hat, noch einmal zu gesunden.

Er kam. Bedeckt mit Blut und schwarzem Staube
Bringt er die Hoffnung Andern wohl zurück,
Ihm aber fehlt die Hoffnung, fehlt der Glaube.
Er sieht umher mit ungeirrtem Blick,
Und sieht das Heer der Uebermacht zum Raube.
Einmal muß jedem kommen sein Geschick,
So spricht er in sich selbst mit ruh'ger Seele,
Und weiß sich in des Todes fester Höhle.

Ja wie zwei Meere, wenn sie sich ergießen
Und eins von hier, das andre dorther stürzt,
Im engen Thal feindseelig sich begrüßen,
Mit Wellen Welle ringend sich umschürzt,
Und Schaum der Wuth zum hohen Himmel schießen,
Weil eins des andern raschen Weg verkürzt,
So stürzen auf einander jetzt die Heere,
In neuer Wuth noch wilder als die Meere.

Und keins kann vor, keins will sich rückwärts wenden,
Im überfüllten Raum drängt Schaar auf Schaar;
Die Wildesten, den spitzen Dolch in Händen,
Stell'n sich mit weggeworfner Lanze dar.
Und immer giert der Tod nach schnellern Spenden,
Erfindungsreich vermehrt er die Gefahr,
Und läßt, wo keine Feindesschwerter mähten,
Den Freund vom Freund erdrücken und zertreten.

Noch aber ist kein muthlos Herz zu spüren,
Noch sind der Franken Arme nicht erschlafft,
Und was sie an der Männer Zahl verlieren,
Ersetzt die doppelt aufgeraffte Kraft.
Es schwirrt der Stahl und pocht an alle Thüren,
Wohinter Blut und warmes Leben schafft,
Wie Räuber in ein einsam Haus, so dringen
Durch alle Lucken scharfe Frankenklingen.

Mit beiden Händen kämpft Ogier der Riese,
Mit Armen die wie Windmühlflügel geh'n,
Nur rasender, nur rascher noch, wie diese
Im schärfsten Hauch der Frühlingsluft sich drehn.
Er glich zwei Schnittern, die auf bunter Wiese
Der Eine rechts, der Andre links hin mähn,
Nicht achtend ob das reife Gras der Weiden,
Ob zarte Blumenstengel sie zerschneiden.

Dudo von Mainz kann kunstreich Glatzen scheeren,
Und unter jedem Turban sah er nach,
Ob auch die Heiden den Propheten ehren,
Kein keckes Härchen Hohn dem Koran sprach.
Drum müht er sich die Hauben abzukehren
Mit seinem langen Schwert. Freilich zerbrach
Manch Schädelbein bei seiner großen Eile,
Sein Scheerkneif macht entsetzliches Geheule.

Auf ihn, der Kopf um Kopf herunter machte,
Lief Abdramant zum wüthenden Gefecht.
Dudo, der solches Gegners nicht gedachte,
Bekam den Stoß so rauh und ungeschwächt,
Daß jeder Wirbel ihm im Rücken krachte.
Sein Pferd bäumt auf, er weiß es selbst nicht recht
Was ihm geschah, und eh' er sich besonnen,
Flirrt's ihm vor Augen wie von tausend Sonnen.

Ein Axthieb hatte zwischen Schlaf und Auge
Von Abdramants gewalt'ger Kriegerhand·
Ihn so gefaßt, daß Feuerstrom und Lauge
Zugleich ihm aus dem Auge sprang. Er fand
Recht wohl jetzt, was ein gutes Helmdach tauge,
Da ihm das Leben dießmal nicht entschwand.
Bewußtlos sank er auf des Pferdes Rücken
Und ließ ein Weilchen ab vom Schädelknicken.

Der Truchs macht heute lustig sich zum Schenken
Und sticht und zapft die besten Fässer an;
Der nimmt an Brust und der ein Angedenken
Im Rücken mit; doch ihm scheint nichts gethan,
Gleich lieber schlägt er mit des Hammers Schwenken
Die Böden ein. Schon läuft ein Mann im Wahn,
Er könn' auch ohne Kopf ein Weilchen laufen,
Und stürzt fünf Schritte weiter über'n Haufen.

Doch was vermag des Stärksten große Stärke,
Was Muth und Kühnheit gegen Uebermacht?
Die müde Hand erlahmt am blut'gen Werke
Und unablässig nährt der Mohr die Schlacht.
Nicht Ruh nicht Rast vom kleinsten Augenmerke
Vergönnt der Grimme, nur auf Mord bedacht;
Er bringt heran mit immer neuen Massen,
Kein Krist darf sich der Ruhe überlassen.

Wie Inseln stehn die längst getrennten Haufen,
Um die das Meer der Feinde sich ergießt;
Die Brandung dröhnt, und lange Wellen laufen
An's hohe Ufer, das der Damm umschließt.
Lang hält er aus, doch kommt's mit Rossesschnaufen
Stets neu zurück bis er zusammenschießt;
Schon kann das Ufer nicht mehr widerstehen,
Und bald ist keine Insel mehr zu sehen.

Doch leichter ist der Feind fast zu besiegen,
Als dieser Sonne ungeheurer Brand;
Versengt von Trockenheit und Hitze fliegen
Die heißen Lungen und die starre Hand
Sinkt matt herab. In kurzen raschen Zügen
Weil der erschöpften Brust der Athem schwand,
Die Luft zu trinken, läßt schon mancher Streiter
Vom Kampfe keuchend los, und kann nicht weiter.

Und jetzt beginnt der Mohr zu überwinden;
Schon sank der Truchseß sterbend auf den Plan,
Viel rothe Quellen wußt' er zu ergründen,
Nun kam des eig'nen Lebens Quell daran.
Ein Mohrenhaufe wußte sie zu finden,
Verwundet stürzten beide, Roß und Mann,
Unter dem Pferde lag er mit den Füßen
Und mußt' es mit dem tapfern Leben büßen.

Im Nu wird seine schwache Schaar durchbrochen,
Ein panisch Schrecken löst der Krieger Muth,
Sie flieh'n und auch der letzte wird erstochen.
Und weiter stürmt der Mohr mit brüll'nder Wuth,
Auch er kann auf Erfolge plötzlich pochen,
Die hohe Meinung stachelt ihm das Blut,
Siegtrunken stürzt er muthig auf Waifaren
Und reizt die Andern, die schon an ihm waren.

Der treue Aquitane, der, vergebens
Vom stammverwandten Basken viel versucht,
Das Ziel gekannt des eidvergessnen Strebens,
Sieht seines Schweigens unglückseel'ge Frucht,
Und ruft herbei das Ende seines Lebens.
Verzweifelnd wird der Tag vom ihm verflucht,
Der ihn, der nichts als Untreu scheut auf Erden,
Durch Schweigen doch ließ zum Verräther werden.

Ihm ward sein Wunsch erfüllt. In Blut und Asche
Liegt hingestreckt sein geisterbleiches Bild,
Und über ihn dahin entstürmt der rasche
Verweg'ne Feind, von neuer Gluth erfüllt,
Daß er den Stahl in Feindesbusen wasche.
Auf Roland stürzt er aufgeregt und wild,
Der von Barbaren tausendfach umgeben,
Dem feigen Volke Leben nahm um Leben.

Er ist von Feindeskreisen dicht umschlossen,
Und jeden Kreis umdrängt ein dichtrer Kreis;
So zahllos fort wird Kreis von Kreis umflossen,
Und innen wüthet Kampf und rinnt der Schweiß.
Unendlich Blut liegt um ihn her vergossen,
Es glüh't sein Stahl von tausend Morden heiß,
Wer zählt die Leichen, die sich um ihn thürmen,
Und wer die Krieger, die ihn noch bestürmen?

Die Heidenvölker gehen nur getrieben,
Zur Schlacht gegeißelt auf Rolanden ein;
Die hinten stehen, drängen, treiben, schieben
Mit Fluch und Mord die vordersten hinein,
Um von des mitleidlosen Nachmanns Hieben
Danach wie sie zum Tod gehetzt zu sein.
Sterbt! ruft der Hohn der Führer, wer wird beben!
Ihr mögt im Himmel dafür ewig leben.

Auch Rolands Leben naht die böse Stunde,
Unsterblich sind die Thaten, nicht der Held.
Die trock'ne Zunge klebt im heisern Schlunde,
Für Wasser böt er den Besitz der Welt.
Mit hast'gem Athemzug, mit offnem Munde,
Die Blicke weit, die Brust empor geschnellt,
So steht er ruhend da, mit grausen Händen
Sich gleich darauf zu neuem Kampf zu wenden.

Treu stand Anselm an seines Feldherrn Seite,
Und schützt' ihn, wenn er ruh'te, vor Gefahr.
Durst! Wasser! rief Roland und ließ vom Streite;
Bekümmert nahm Anselm die Blässe wahr.
O Wasser! rief er wieder, doch erneu'te
Stillschweigend dann den Kampf. Anselmen war
Der bange Klageton in's Mark geklungen,
Nie klang des Helden Ruf so schmerzdurchdrungen.

Und wie er wieder Wasser, Wasser! jammert
Enthält Anselm sich nicht und springt vom Pferd,
Reißt ab den Harnisch, der den Hals umklammert,
Und öffnet Brust und Achsel mit dem Schwert,
Wo sie das opfermuth'ge Herz umkammert.
Hell perlt das treue Naß, vom Feind begehrt,
Er bietet es dem Freundesmund zum saugen,
Stumm dankt Roland mit Händedruck und Augen.

Schon neigt er sich das Opfer anzunehmen,
Da schwirrt ein Pfeil von bogenkund'ger Hand;
Roland schreit auf, sein Schmerz ist nicht zu zähmen —
Vom Pfeil, quer durch die nackte Brust gesandt,
Fühlt sich Anselm die Glieder schmerzlich lähmen.
Er sinkt, den Todesblick noch auf Roland;
Dreimal erhebt er sich auf starken Armen,
Dreimal umsonst, und fällt in Gott's Erbarmen.

So wie der Tieger, der in Waldesschatten
Zur Mittagsruhe hingelagert liegt,
An Mord nicht denkt, halb träumerisch den glatten,
Gefleckten Kopf den Tatzen beigeschmiegt, —
Vom Pfeil, den Jäger ihm gesendet hatten,
Verletzt auffährt, schrecklich im Kreise fliegt,
Brüllt, die Beleid'ger sucht, von Wuth entzündet,
So fährt Roland empor, der gleich empfindet.

Hoch bäumt sein Roß, bereitet sich zum Sprunge,
Die Heiden flieh'n, unmöglich ist der Weg,
Ein banger Schrei entreißt sich jeder Zunge,
Und über Helm und Lanzenschaft hinweg,
In nie geseh'nem, ungeheurem Schwunge
Fliegt's in der Feinde zitterndes Geheg. —
So würgt der Wolf in unbewachten Heerden,
Wie er würgt, ohne jemals satt zu werden.

Weh' Allen, die in seinem Wege standen!
Er tobt, er rast in mörderischer Wuth,
Des Mohren Künste gehn an ihm zu Schanden,
Zum Wall gehäuft liegt die Verrätherbrut.
Es zittern die zum Kampf getrieb'nen Banden,
Doch plötzlich bleich, fühlt er das heiße Blut,
Das Herz mit warmen widerlichen Wellen
Gewaltsam zweimal bis zum Halse schwellen.

Er springt vom Pferd, schon dunkeln die Gestalten
Vor seinem Blick, er faßt nach einem Baum,
Der bleiche Mund, die feuchte Stirn erkalten,
Aus seinen Lippen dringt ein rother Schaum,
Ihm nahn des Todes furchtbare Gewalten;
Er wankt, von seinen Waffen dröhnt der Raum, —
So stürzt er hin — so stürzt ein Thurm mit Prasseln
Und läßt die Zinnen in die Ebne rasseln.

So sank des Frankenheeres letztes Hoffen.
Die Mohren stehn von Furcht und Schreck gebannt,
Still wird es rings, der Kreis um ihn bleibt offen,
Und Aller Augen sind auf ihn gewandt.
Jetzt nah'n sie sich verwundert und betroffen,
Aus keiner Wunde blutete Roland,
Und athmen tief, wie wenn aus großen Nöthen
Errettung kommt, und danken zum Propheten.

Das Roß, das seinen Herrn so treu getragen,
Und ihn dahingestreckt, beweglos sieht,
Umkreist ihn wiehernd erst mit kurzem Jagen,
Geht scheu heran und wittert und entflieht;
Dann kommt's zurück und leckt die Hand. Es wagen
Die Mohren sich nicht näher, denn es sprüht
Den Tod umher von seinen Eisenhufen;
So kommt's und geht's, wie um den Herrn zu rufen.

Es scharrt den Boden auf mit hast'gen Füßen,
Und rasend reißt's des Zügels Band entzwei,
Und dann erhebt's, als sollt' er's hören müssen,
Ein herzergreifend bängliches Geschrei.
Dann stürzt es in die Heiden, die mit Spießen
Sich seiner wehren müssen, doch getreu
Kehrt es alsbald zu seinem Herren wieder,
Sieht trüb ihn an und legt sich zu ihm nieder.

Kaum tönt von Roland die unseel'ge Kunde,
Als rasend ein unsagliches Geschrei
Die Luft erschüttert aus des Mohren Munde;
Von Schaar zu Schaar, die fernsten stimmen bei,
Geh'n laute Freudenrufe in die Runde.
Der Franke fragt sich, was geschehen sei?
Unheimlich geht ein ängstliches Geflüster,
Und wer gefragt hat, steht erbleicht und düster.

So schauert wer, vom Recht zum Tod gesprochen,
Des Königs Gnad' anflehte für die That,
Und nun nach ängstlich langen bangen Wochen,
Die er durchhofft und bald durchzweifelt hat,
Den Spruch bestätigt hört, den Stab gebrochen.
Er wußte längst was Aeußerstes ihm naht,
Er hatte längst sein Leben aufgegeben,
Und doch sieht man ihn bleichen und erbeben.

Er denkt zu flieh'n, er will die Thür zerbrechen,
Die dreifach ihm des Kerkers Ausgang hemmt,
Den Widerstand der Eisenstäbe schwächen,
An die er rüttelnd sich vergebens stemmt,
Er beißt die Kette, sich an ihr zu rächen,
Die seinen Leib gehalten und geklemmt,
Und kommt zuletzt dahin nach langem Quälen,
Aus Todesfurcht freiwill'gen Tod zu wählen.

Wie dieser nun, von Wahnsinn angetrieben
Und von des Lebens ängstlicher Begier,
Umsonst die Riegel sucht hinwegzuschieben,
Umsonst erdröhnen läßt die Kerkerthür,
Sich fluchend, der bis auf den Tag geblieben,
Da keine Rettung mehr; so tobt auch hier
Der Franke mit wahnsinnigem Beginnen
Und sucht umsonst sich Rettung zu gewinnen.

Entsetzen überwältigt alle Haufen,
Die jüngst geschloss'nen Rotten sind zerstreut,
Hier sucht die Feigheit schmählig zu entlaufen,
Und dort stürzt sich, ein unentfliehbar Leid
Durch raschen Tod auf Einmal abzukaufen,
Zu dem verzweiflungsvollsten schon bereit,
Verzagter Muth in's dichtste Mordgemenge,
Und Feig' und Tapfre schwinden im Gedränge.

Gleichgültig ging der Tod vorher im Kreise,
Partheilos, ob es Heid' ist oder Krist,
Ob einem Jüngling oder einem Greise
Sein kalter Mund die bleiche Stirne küßt.
Jetzt zeigt er seine Glück verwandte Weise,
Wie er dem Hoffnungslosen feindlich ist,
Ein Mordstahl starret jeder Brust entgegen,
Es will dies Thal nur todte Franken hegen.

Arnold von Rheims mit angsterfülltem Wüthen,
Von Todesfurcht entmenscht durchbricht den Feind,
Ein Felsthal scheint den Rettungsweg zu bieten,
Er flieht hinein, doch was ein Felsthal scheint,
Ist nur ein Schlund, ein Sack. Vergebens mühten
Sich die Verlaufnen alle Kraft vereint,
Doch keiner kann zurück, die Mohren rücken
Rasch vor den Weg und hauen sie zu Stücken.

Als ob der Tod mit mördrischem Geschosse
Dicht hinter ihm nach seinem Blute giert,
Rasend vorbei auf tollgesporntem Rosse
Entflieh't Banell, der seinen Helm verliert,
Und mit ihm flieht manch bleicher Kampfgenosse.
So wild und weit ihr off'nes Auge stiert,
Von Furcht erblindet sehn sie nicht die Haufen
Der Feind', in die sie fliehend vorwärts laufen.

Der Graf von Roussillon mit tausend Streitern
Klimmt athemlos zum Bergesfirst hinan,
Und wo die Blicke jenseit sich erweitern,
Läuft er hinab auf schrägem Heideplan.
Da plötzlich steht er rathlos still, es scheitern
Die Hoffnungen, durchschnitten ist die Bahn
Vom jähen Bergsturz und die Feinde siegen
Zum Abgrund drängend bis sie unten liegen.

So wird der Mohr bald allwärts überlegen.
Und siegestrunken mäht sein krummes Schwert;
Den Feigsten macht der leichte Sieg verwegen,
Er sucht den Feind, der ihm den Rücken kehrt.
Des Franken Hand ist ohne Glück und Segen,
Ob hier und da ein Braver auch sich wehrt,
Bald raucht das weite Feld von Kristenblute;
So kommt des Feldherrn Fall dem Feind zu Gute.

Nur Gerold hält, im Dulden wie im Wagen
Gleich kühn, die Deutschen fest um sich geschaart;
Noch sind Tassil, noch Luitfried nicht erschlagen,
Noch unbesiegt sind Gebhard, Isenbart,
Sie können sterben aber nicht verzagen.
Zu Großem hat das Schicksal sie bewahrt,
Denn Deutschlands Enkel werden einst sie feiern
Als Ahnherrn aller Zollern, Welfen, Scheyern.

Kein wilder Anfall trennt die dichten Glieder,
Umsonst umbrandet sie der Mohren Wuth,
Gewaltig fällt die deutsche Klinge nieder,
Und wo sie trifft entreißt sie Feindesblut,
Zum Zweiten kommt wer Einmal kam nicht wieder.
Der durstge Boden, von der Sonne Gluth
Geborsten, trinkt doch all die rothen See'en
Nicht auf, die hier im Feld gesammelt stehen.

Ein junger Eber treibt die bangen Heiden
Gebhard, dem Zuge kühn vorausgerannt;
Sein junges Schwert fühlt erste Siegesfreuden,
Geschmückt im purpurn bräutlichen Gewand.
Da stürzt, vom schönen Leben ihn zu scheiden,
Mit grausen Würgerhänden Abbramant
Sich über ihn; er wankt, die Waffen toben,
Schon ist der Arm zum Todesstreich erhoben.

Luitfried ersieht das kommende Gewitter,
Den Mohren und die drohende Gefahr,
Und fliegt und trifft des Heiden Helmgegitter,
Daß machtlos rückwärts taumelt der Barbar
Und rings umhersprühn Feu'r und Waffensplitter.
Der Jüngling wird des furchtbar'n Feindes baar,
Doch wie ein Gei'r mit räuberischen Fängen
Sucht der sich nun an Luitfried anzuhängen.

Er sucht ihn seit- und rückwärts zu erreichen,
Doch jener weicht geschickt dem Heiden aus,
Und trifft die Blößen mit grausamen Streichen.
Der flieht, doch kehrt er rasch zu neuem Strauß
Und wiederum muß Luitfried vor ihm weichen.
Auch dieser kehrt und einen Hieb voll Graus
Führt er nach jenes Haupt; mit Donnerschallen
Hört man ihn auf den Mohren niederfallen.

Zu Boden sinkt der Halbmondschild in Stücken,
Auf immer ist des Heiden Arm gelähmt,
Sein Blut entströmt, er kehrt der Schlacht den Rücken.
Wie hier der Heide blutig und gezähmt
Vor Luitfried, so nach wechselnden Geschicken
Sollt' einst der Türke weichen blutbeströmt
Vor Habsburg-Oestreichs siegbeglückten Fahnen,
Denn vorbedeutend ist der Ruhm des Ahnen.

Doch Eine That kann das Geschick nicht beugen,
Und wie der Feind die Flüchtgen vor sich treibt,
Schaut Gerold um und muß sich überzeugen,
So sehr sein tapfres Herz auch widersträubt,
Daß er den hier begonn'nen Todesreigen
Nicht hemmen kann, nichts mehr zu retten bleibt.
Es wogt das Feld von tausend kleinen Schlachten,
Die Flüchtgen sammeln wär vergebnes Trachten.

So kämpft der Strom mit Hölzerwerk und Wannen,
Wie hier der Mohr, wenn, den kein Damm mehr dämmt,
Er, eh die Leute noch auf Rettung sannen,
Des Dorfes arme Hütten überschwemmt.
Wild drehn sich Bütten, Schäffer, Fässer, Kannen
Und wanken, taumeln, schwanken, eines stemmt
Sich an das andre, um nicht zu ertrinken,
Bis eins ums andre dennoch muß versinken.

Die letzte Ordnung ist so ganz gesunken,
Daß jeder, wie er will, die Waffen braucht;
Hier stürzt von Wuth und von Verzweiflung trunken
Sich Einer gegen Hundert und verhaucht;
Der sucht der Menschlichkeit erloschnen Funken
In mitleidloser Feindesbrust, der taucht
Das eigne Schwert verzagt in's eigne Leben;
Vergebnes Flehn, vergebnes Widerstreben!

Den Franken wird kein neuer Morgen tagen,
Vergebens sucht der jungen Sonne Strahl
Nach Rolands schönem Heer; Raubvögel tragen
Des besten Mannes Reste fort zum Mahl,
Gefräß'ge übersatte Wölfe nagen
Des Unnahbarsten feste Sehnen kahl.
Wer sich von hier, wo das Entsetzen wüthet,
Erretten kann, den hat ein Gott behütet.

Des leichten Siegers frevelndes Erkühnen,
Des Ueberwundnen rachbegierge Wuth
Läßt Thaten sehn, die ew'gen Fluch verdienen.
Es scheut der ruh'ge Mensch des Menschen Blut
Und nennt es gottlos Blut mit Blut zu sühnen,
Doch mitleidloser als des Tiegers Brut,
Wühlt er in seines eignen Bruders Adern,
Wenn ihn der Zorn ergreift, mit ihm zu hadern.

Ein feiger Knecht, der kaum daheim zu zehren,
Mit Elend nur den Tag zu fristen weiß,
Kniet ängstlich um dem Todesstreich zu wehren.
Dem Schreienden entfließen hell und heiß
Zum offnen Mund die furchterpreßten Zähren.
Da fliegt ein Speer, gezielt mit Hohn und Fleiß;
Die scharfe Spitze fährt hinab zum Schlunde,
Es bebt der Schaft im krampfgeschlossnen Munde.

Der Schütze lacht, daß ihm der Küraß zittert,
Und wirft den Kopf zum Unmaß in's Genick;
Da dringt ein Pfeil, der gleich die Blöße wittert,
Ganz matt zum Zwergfell ein, und überrück,
Der nun erst recht vor Lachen schreit und schüttert,
Stürzt er dahin und lacht. Sein Mißgeschick
Trifft nur Mitlacher, die die Qual nicht sehen;
Lachend verlacht muß er vom Leben gehen.

Auch Alarvizen weiß der Tod zu finden;
Ein flieh'nder Franke trifft ihn, wie er steht
Den Helm sich fester auf das Haupt zu binden.
Er fällt, der noch in Mohrenkleidern geht,
Verkannt dahin. Umgeben von Gesinden
Besaß er einst, von Tausenden umfleht,
Daheim den reichsten Thron. Hier half's ihm wenig,
Daß er ein Krist war und ein mächt'ger König.

Gefahrlos aber wird ein müder Sieger,
Der sichere Triumphe feiern kann.
Noch Einmal sammelt Gerold seine Krieger,
Ruft alle Deutsche dicht an sich heran,
Und eine Pflugschar macht der alte Pflüger
Aus Waff' und Waffen und aus Mann an Mann,
Daß wo er wird die Furche damit streichen
Durch's Mohrenfeld, sie ihm gewiß entweichen.

Die Heiden ahnen kaum, was jene wollen,
Die sie mit kurzen Tritten kommen sehn,
Der Boden wankt und Staubeswolken quollen
Vor ihnen her, die tacktrasch vorwärts gehn.
Bald aber fliegen rechts und links die Schollen,
Umsonst versucht der Mohr zu widerstehn,
Denn zahllos starrt der Wald gefällter Speere
Und wo sie hingehn, öffnet sich die Leere.

So zieht Gerold in ruhig kühner Weise
Und Alles, was mit deutscher Zunge spricht,
Steht fest vereint und folgt dem starken Greise.
Der Mohr, der scheu und längst schon lässig ficht,
Geht kampfesüberdrüßig aus dem Gleise
Und siegt da lieber, wo die Ordnung bricht,
Als daß er sich mit zweifelhaftem Wagen
Von neuem läßt zahlloses Volk erschlagen.

Mag immer hin der kleine Hauf' entrinnen,
Es bleiben ihm zu tödten noch genug,
Genug des Ruhmes kann er sich gewinnen,
Der leichter ist; denn blutge Kosten trug
Der Sieg ihm schon zu viel. So kommt von hinnen
Der sich mit Gleichmuth um sein Leben schlug;
Den Tapfern fliehen furchtsam die Gefahren,
Den feigen Flüchtling haschend bei den Haaren.

Umsonst verfolgt ihn, um ihn noch zu necken,
Den keiner ernst zu halten mehr begehrt,
Der Feind bis an die letzten Felsenecken,
Wo sich der Weg jäh aus dem Schlachtfeld kehrt.
Ein Grund jähnt hier, den hohe Bäume decken,
Aus dem herauf man Wellenrauschen hört;
O Wasser, süßer Laut! der Bach läuft munter
Den Weg nach Frankreich zum Adour hinunter.

Schon kommt der Abend und zu frühem Dunkel
Hüllt sich der Himmel ein gewitterschwer.
Verhüllt sind alle Berge, Blitzgefunkel
Zuckt, zwinkert, und schon lauter mehr und mehr
Naht sich des Donners grollendes Gemunkel;
Der Staub fährt auf, der Wald wogt hin und her
Vom Sturm gezaust, die Blitze sengen nieder,
Und bald hallt Wald und Berg und Himmel wieder.

Nur hier und dort im Felde voller Leichen
Suchte Verzweiflung noch zu widerstehn,
Hier drei, dort vier, bis sie den Todesstreichen
Von hundert Schwertern dennoch nicht entgehn;
Hier sammelt sich ein Häuflein im Entweichen
Und wendet sich zum Kampfe unversehn,
Daß der Verfolger todesblutig spürte
Wie ihn die Siegeslust zu weit verführte.

Ein fliehend Roß, das seinen todten Reiter
Im Bügel mit sich fort am Boden schleift,
Stürzt in den Knäul plündernder Heidenstreiter,
Indem sein Huf bald Haupt, bald Schenkel streift,
Und dann im Fallen, denn es kann nicht weiter,
Weil schon sein Blut aus zehen Wunden träuft,
Erdrückt es einen noch mit seiner Schwere,
Der sicher lieber heim geblieben wäre.

Doch ließ der Mohr im Siegen sich nicht stören,
Und durch des Donners dröhnendes Gebrüll
War wild Geschrei und Waffenschall zu hören;
Erschlagen wurden wider Recht und Bill
Selbst die Gefangnen, die sich nicht mehr wehren.
Allmählig aber ward der Kampfplatz still,
Und nur das weichende Getöse kündet
Nach wohinaus der Mohrenstrom sich windet.

Der Donner brüllt, die Blitze schießen nieder,
Die Erde bangt bei glüh'nder Wolken Drohn,
Die höchsten Föhren zucken her und wieder,
Der Mensch nur spricht des Himmels Stimme Hohn;
Er mordet unersättlich seine Brüder,
Die harte Brust rührt keines Jammers Ton;
So wird der Mensch, zugleich mit Pest und Feuer,
Das fürchterlichste aller Ungeheuer.

Ein flüchtig Reh, das seinen sichern Wald
Im Bügel mit sich fort am Boden schleift,
Erliegt in den [illegible] Geisterreiter,
Indem sein Kopf halb hängt, halb Schwänzel streift,
Und kaum im Fallen, denn es kann nicht weilen,
Weil schon sein Blut aus jeden Wunden rinnt,
Erreicht es einen noch mit seiner Schwingen,
Der sicher lieber beim gelöschten wäre.

Doch ließ der Blitz im Grimme sich nicht stören
Und durch des Donners dröhnendes Gebrüll
Um wild Gesichts und [illegible] zu hören;
Erschlagen wurden wilder Thiere viel
Selbst die Gefangenen, die sich nicht mehr wehren.
Allmählig aber wird der Kampfplatz still,
Und nur das weichende Getöse hindert
Noch wohlmeins der Wolkenstrom sich windet.

Der Donner brüllt, die Blitze schießen nieder,
Die Erde bangt bei glüh'nder Wolken Drohn,
Die höchsten Bäume zucken her und wieder,
Der Mensch nur spricht des Himmels Stimme Hohn;
Er mordet unerbittlich seine Brüder,
Die harte Brust rührt keines Jammers Ton;
So wird der Mensch, zugleich mit Pest und Feuer,
Das fürchterlichste aller Ungeheuer.

Zweiter Gesang.

Warin.

Hab ich, o Königin, zu viel gesungen
Von kriegerischer That, o zürne nicht!
Ich bin aus deutschem Stoff, dem Volk entsprungen,
Von dem seit alter Zeit manch Ruhmwort spricht;
Ein Deutscher, wenn er auch kein Schwert geschwungen,
Nicht weil der Muth, weil ihm der Feind gebricht,
Hört oder spricht doch gern von Heldenthaten
Und läßt wie dran sein Herz sich wärmt errathen.

Und Du bist die Beherrscherin der Gauen,
Die Friedrich angelehrt zum Heldenflug,
Des Volks, das muthig war voran zu schauen,
Wo man die lorbeerreichsten Schlachten schlug;
Du sitzest auf dem Thron erlauchter Frauen,
Der schon so viele Heldenmütter trug,
Und — bist Du nicht auch Baierin geblieben?
Wie solltest Du nicht tapfre Thaten lieben.

Wenn Du den Heldenmuth nicht lieben könntest,
Wie wäre dann mein König so beglückt?
O daß zu sagen huldreich Du vergönntest:
Hat Dich, die Braut, Er weniger entzückt,
Um Den Du Dich von theuren Deinen trenntest,
Weil Ihm der Ruhm die junge Stirn geschmückt?
Weil er die Jünglings Brust von jüngsten Jahren
Bewährt gezeigt in Schlachten und Gefahren?

Die Frauen lieben, hört man vielfach sagen,
Die kühne That, der Männer Tapferkeit,
Die Männer mehr, je mehr sie um sie zagen.
Wer wäre da nicht gern zur That bereit?
Mit solchem Dank belohnt, ist kühnes Wagen
Ein süßes Liebeswerben und kein Streit;
Wer gäbe nicht sein Blut für solche Krone,
Um solchen Dank, bei solchem Siegeslohne?

Ward nie vor Dir erwähnt des Heldentages,
Des Tags der grauenvollen Lützner Schlacht?
Des mörderischen Hin- und Hergejages,
Des Kampfes um Groß-Görschen angefacht?
Es war der Tag des ersten blutgen Schlages
In jenem Krieg der Deutschland frei gemacht;
Es war der Tag auch Seines ersten Ruhmes,
Geburtstag Seines jungen Heldenthumes.

Wilhelm, Sein Ohm, an seiner Reiter Spitze,
Auf raschem Pferd, den Säbel hoch empor,
Sprengt auf den Feind mit kriegerischer Hitze.
Umsonst streckt das Quarrée die Speere vor,
Umsonst erkracht's mit tausendfachem Blitze;
Gehau'n in seine Reihen klafft das Thor,
Das Feld bedecken Trümmer bald und Scheiter
Gejagt vom tapfern Säbel unsrer Reiter.

Erschüttert war der Feind, gebeugt zum Wanken,
Und er, der siegreich hundert Schlachten schlug,
Erbebte bei der Waffenloose Schwanken.
Herbei Geschütze rief er wie im Flug,
Auf Einen Punkt gewendet die Gedanken,
Herbei der Tapfersten bewährten Zug;
Dumpf brüllt der Mord aus nie erloschnem Feuer
Der glühenden metall'nen Ungeheuer.

Zu Massen bildet er die Bataillone,
Und bei der Pfeifen bänglich grellem Schrei,
Der Trommeln dumpf gemessnem Grabestone
Führt er zum Sturm die Eisernsten herbei.
Sie kamen; rasend knattert die Patrone,
Und dicht wie Hagel fliegt das glüh'nde Blei,
Doch vor den wuthgeschwungnen Bajonetten
Kann diesmal auch der Kühnste sich nicht retten.

Sein wird das Dorf; zugleich an vielen Enden
Entlodert schon der Hütten rothe Gluth,
Entrissen muß es werden seinen Händen,
Denn nicht den Schutt gönnt ihm der Preußen Wuth.
Sie halten, sammeln, ordnen sich und wenden,
Der Sturmmarsch tönt und vorwärts treibt der Muth,
Wer hält sie, die mit knirschendem Erboßen
Rachdurstig alles vor sich niederstoßen.

Beim Himmel! es sind Thaten hier geschehen
Wohl der Bewundrung aller Zeiten werth;
Schulknaben sah man kühn in's Feuer gehen,
Handhaben todesmuthig Büchs' und Schwert
Wie man von alten Kriegern nur gesehen.
Selbst Wunde, rasch zum Kampf zurückgekehrt,
Dem Arzt entlaufen, der sie kaum verbunden,
Sieht man zum Sturm sich drängen mit Gesunden.

So wechseln fünfmal Sturm uud Todesregen,
Der Stürmenden, der Sterbenden Geschrei,
Und in der Kugeln dichten Hagelschlägen,
Umgeben von der brüll'nden Metzelei,
Stand Dein Gemahl, dem Feind die Stirn entgegen,
Und gab die Brust des Feindes Kugeln frei;
Tod sank sein Roß, doch Er bebt nicht zusammen,
Denn Er versteht von Helden abzustammen.

Nicht alle kehrten von dem Kampfe wieder,
Auch Blüchers, Scharnhorst's Heldenblut entquoll;
An Zietens Seite sank Prinz Homburg nieder,
Streng heischt der Schlachtengott den blutgen Zoll.
Noch Einmal öffnet er die Augenlieder,
Sein milder Blick ist schon Verklärung voll,
Er bietet Natzmern lächelnd noch die Rechte,
Und stirbt, daß ihm der Ruhm die Krone flechte.

Grausamer Krieg! sei dennoch hochgepriesen,
Nach langer Zwietracht, der zum ersten Mal
Die Deutschen all' als Brüder hat erwiesen,
Gezückt für Eine Sache jeden Stahl!
Es mußte Blut, viel edles Herzblut fließen,
Eh vor der frommen Eintracht mildem Strahl
Vom Busen schmolz des Neides Eisesrinde,
Vom Auge fiel des Mißtrauns falsche Binde.

Sei er den hart Belehrten nun zum Frommen!
Fluch über jeden, der mit deutschem Speer
Sucht wieder an ein deutsches Herz zu kommen!
Bei Einigkeit hat je kein Feindesmeer
Das Bollwerk deutscher Tapferkeit erklommen,
Drum war seit Römerzeit des Feind's Begehr,
O laßt uns jeden Hader eilig dämpfen!
Die Deutschen durch die Deutschen zu bekämpfen.

Was preist ihr ihn, der es zuletzt versuchte,
Napoleon, den ihr den Großen nennt?
Den als Tyrannen Deutschland einst verfluchte,
Und dem man heute deutschen Weihrauch brennt.
Doch mir, dem Deutschen, bleibt er der Verruchte,
Von dem das Vaterland nur Unheil kennt;
Mag der Franzos' ihn immerhin erheben,
Ihm bracht' er Ruhm, uns hat er Schmach gegeben.

Hat deutsches Unglück je sein Herz zerrissen?
Hat deutscher Jammer jemals ihn gerührt?
Hat Raub und Brand erschüttert sein Gewissen,
Gewaltthat seine Hülf' herbeigeführt?
Der bangen Nächte thränenfeuchte Kissen,
Die Seufzer, in die Brust zurückgeschnürt,
Vergaßt ihr sie? Verbrechen war's zu klagen,
Das deutsche Herz selbst sollte fränkisch schlagen.

Kein König war mehr Herr in seinen Reichen,
Kein Bürger Herr in seinem eignen Haus;
Von jeder freien Stirn strich er das Zeichen
Der Freiheit mit ergrimmten Händen aus.
Mit Scorpionen kam er uns zu streichen
Die Frohngesell'n des Pyramidenbau's,
Den er zum hohen Himmel wollte führen,
Um oben sich in Wolken zu verlieren.

Viel war in dieses Einz'gen Hand gelegen,
Die Welt hing hoffnungsvoll an seinem Blick,
Begründen konnt' er unermessnen Seegen,
Und er zertrat die Hoffnung und das Glück.
Nur Selbstsucht war in seines Herzens Regen,
An seiner Gnade sollte das Geschick
Der Menschen hängen, Gottheit dem Jahrhundert,
Bewundert wollt' er sein, und nur bewundert.

Nicht daß sie seien, er schuf ew'ge Werke,
Um seinem Namen Ewigkeit zu leihn,
Daß ihn ein künftiges Jahrtausend merke.
Darum die Simplonstraße in den Stein,
Und darum schnitt er kleinlich das Geschnörke
Zahlloser N in alle Wände ein.
So groß er ist, er ist nicht halb gewesen
Das, wozu das Geschick ihn hatt' erlesen.

Wer sind sie, die sich seiner Liebe rühmen?
Der nackte Arm erobert keine Welt,
Doch immer sind der gierig Ungestümen
Viel' um der Erde Glückstisch hergestellt;
Sie mußten ihm zu seinem Werkzeug ziemen.
Da lagen Fürstenhüte, Kronen, Geld,
Zum fernsten Glück gab er die Rennbahn offen,
Sein war die Welt, denn Alles ließ er hoffen.

Und wohin — dennoch! — ist er nun entschwunden?
Wohin die Macht und eitle Herrlichkeit?
Umsonst hielt er die Hände uns gebunden,
Deutschland stand auf und Deutschland war befreit.
Sei ihm ein Eichenkranz um's Haupt gewunden,
Der seine deutsche Biederhand bereit,
Nicht fürchtend des Gewalt'gen Groll und Rache,
Zuerst dem Bunde bot für Deutschlands Sache.

Heil König Max! der, als mit muthgem Wagen
Der Preußen Volk die eh'rne Kette brach
Und lieber sterben wollte als ertragen
Das Unerträgliche, die wälsche Schmach,
Als Oestreich ließ die Kriegestrommel schlagen
Und rief der Völker ruh'nde Waffen wach,
Von allen deutschen Fürsten er der früh'ste
Der Freiheit Ruf mit seinen Fahnen grüßte.

Doch nicht nur Fürsten, Kön'ge zu erheben
Komm ich daher mit schmeichlerischem Sinn;
Was ist ein Fürst, giebt nicht auf Tod und Leben
Sein Volk sich ihm mit Freudigkeit dahin?
Wenn Millionen fördern sein Bestreben
Nimmt er allein den Ruhm sich zum Gewinn,
Doch dadurch nur, daß ihn Millionen tragen,
Kann er die Millionen überragen.

Was rüstet Heere, die zur Feldschlacht ziehen,
Wenn nicht des Bürgers müherworb'nes Gut?
Wer schlägt den Feind und stürmt die Batterien,
Wenn's nicht der Mann im Glied, der Bürger thut?
Und warum trägt er alle Last und Mühen?
Macht ihm Belohnung etwa tapfren Muth?
Den Lohn nimmt wer befiehlt und ach! die Ehre
Heilt Krüppel nicht, und nicht der Wunden Schweere.

Schwer kann ein Fürst der Armen Elend fassen,
Dem auch kein Ehrenkreuz die Schwelle wehrt,
Wenn Er, der Weib und Kind daheim gelassen,
Mit ew'gem Siechthum ihnen wiederkehrt.
Als einz'ger Reichthum, nimmer zu verprassen,
War ihm ein Reichthum schöner Kraft bescheert,
Genug, der Seinen Wohlstand zu erringen
Und unter vielen sich empor zu schwingen.

Was treibt ihn, daß er diese einz'ge Habe,
Sein Glück, sein Leben auf den Würfel hält?
Daß er mit offnem Aug' am offnem Grabe
Dem Feindesblei sich gegenüber stellt?
Ist er so rathlos, noch so ganz ein Knabe,
So unbekannt noch mit dem Gang der Welt,
Daß er mit Hoffnungen sich könnte täuschen,
Die vom Geschick, vom Glück ein Wunder heischen?

O nein! Sein Herz ergreift ein mächtig Beben
Beim theuren, schönen Namen: Vaterland;
Er fühlt ein Zauberband die Brust umweben,
Ein unsichtbar, doch unzerreißbar Band,
Ein Band, das um der Kindheit erstes Leben,
Die Gottheit schon um seine Wiege wand,
Denn Vaterland ist alles, was auf Erden,
Vom Mutterbusen an, kann theuer werden.

Die Luft die uns umweht, die Farbentönung
Um Berg und Thal, das trauliche Geschwätz,
Des ganzen Daseins liebliche Gewöhnung,
Verwandte, Nachbarn, Sitten und Gesetz,
Das gleiche Maß für Neigung wie Verhöhnung,
Das ist das Vaterland, ein süßes Netz,
Welches das Herz aus tausend zarten Fäden
Sich selber spinnt, weil sonst es muß veröden.

In dieses Daseins Tempel hat zum Priester,
Auf den er fest in Freud' und Leiden zählt,
Daß er ihn schütze wider die Verwüster,
Sein gläubig Herz den König sich erwählt.
Der König ist ihm ein von Gott Erkiester,
Der helfen soll und fördern, wo es fehlt,
Und daß er's wolle, das ist sein Vertrauen,
Wenn er des Königs Macht hilft auferbauen.

In diesem Glauben giebt er Gut und Leben,
Brennt er die Hütten an mit eigner Hand,
Und zieht mit seinem Könige, ergeben,
In's Elend aus dem theuren Vaterland.
Ich will mein Volk vor andern nicht erheben,
Doch Deutschlands Könige! fest, unverwandt
Steht Euerer Völker Glaub' an Euch, ein Glauben,
Den nie ein Schmerz dem Herzen konnte rauben.

Doch laß mein Lied mich, Kön'gin, weiter singen;
Denn was die Welt reizt, hab ich mir verwehrt,
Ich kenne nicht der Kön'ge Ziel und Ringen,
Noch hab ich, was der Markt bringt, stets verehrt.
Ich weiß ja wenig nur von großen Dingen,
Nur was ein armes Menschenherz erfährt
In Freud' und Leid, in Hoffen und in Bangen
Ist manchmal mir verständlich aufgegangen.

Von Gebhard, würdest Du es mir nicht wehren,
Erzähl' ich jetzt, der aus der Rolandschlacht
Mit Gerold wollte in die Heimath kehren?
Doch kam es anders, als er es gedacht.
Mein ganzes Lied wird ihn als Helden ehren,
Den das Geschick zu Deinem Ahn gemacht,
Und scheint es anfangs sich ihm zu erzürnen,
Bald wird sein Himmel heller sich bestirnen.

Gar oft erscheint in spätern stillen Tagen
Ein schmerzlich überstanden feines Leid
Als Anfangsglied zu glücklichstem Behagen
In langer Kette der Begebenheit,
Denn was die Ungeduld kaum mocht' ertragen,
War Stufe nur zu Allem was erfreut.
Oft scheint das Schicksal da uns tief zu beugen,
Wo's doch nur seine Gnade kommt zu zeigen.

An sein Geschick der Nachwelt Glück zu ketten,
Ihn aus der Agilolfen Untergang,
Im zarten Reis den alten Stamm zu retten,
Nach dessen Wurzel Karl sein Mordbeil schwang,
Muß das Geschick ihn in den Abgrund betten,
Siech muß er werden und zum Tode krank;
Nur so konnt' es den alten Baum behüten
Zu immer neuen, immer schönern Blüthen.

Weißt Du es noch? Vom Stoßwind aufgehoben
Wirbelt des Staubes graue Säul' empor,
In dunkle Nacht hüllt sich der Himmel oben,
Des Waldes Bäume brausen all' im Chor;
Nah, immer näher rollt des Donners Toben,
Und Schlag um Schlag betäubt der Menschen Ohr,
Die Blitze sprühn und an des Abgrunds Rande
Zog Gerolds Schaar zum heimathlichen Lande.

Tief unten braust der Bach mit wildem Rauschen
Und schäumt und stürmt, vom Regen angeschwellt,
Bald rasch hinab, bald hebt er sich in Bauschen
Ueber den Stein, der sich entgegenstellt.
In ew'gem Wechseln, hast'gem Stellentauschen
Treibt durch die Felsen eine Wasserwelt,
Mit rasender unfolgbar wilder Schnelle
Stürzt Fluth auf Fluth und Welle über Welle.

Von steiler Bergwand durch des Waldes Lücken,
Die wie ein Thurm, doch zweimal höher stand,
Kann man des Tobers raschen Zug erblicken,
Der unten geistergleich vorüber schwand.
Wohl Manchem schwindelt bei den schnellen Blicken
In diese schroffe Tief' hinabgesandt,
Nur wer sich überbeugt sieht in den Ritzen
Tief unter sich der Bäume grüne Spitzen.

Und wieder wer von unten aus der Tiefe
An diesen hohen Wänden säh hinauf,
Mit überbeugtem Nacken aufwärts riefe,
Wo Gerolds nebelgrauer Heereslauf
Vorüber eilt durch Wolken und Getriefe. —
Kein Schrei der Menschenstimme dräng' herauf;
Die Kriegerhaufen, die vorübergehen,
Erscheinen unten Gnomen und Pygmäen.

Und jetzt erscheint auf diesen Felsenwänden
Ein Reiter in der regendicken Luft.
Scheu vor der Blitze nie erloschnem Blenden
Umwenden will sein Roß und schnaubt und pruft.
Der Reiter schmeichelt ihm mit Wort und Händen,
Ein Blitz, Ein Schlag, Ein Satz bis an die Gruft,
Hoch bäumt es auf, der Reiter springt vom Bügel,
Und steht und zieht und bändigt es am Zügel.

Es steht erschreckt, an allen Gliedern bebend;
Ein neuer Blitz, der ganze Himmel kracht,
Und kerzengrad, in Todesfurcht sich hebend,
Steigt es noch einmal auf in stolzer Pracht;
Mit halbem Leib schon über'm Abgrund schwebend,
Entgleitet's, überschlägt, weit jähnt der Schacht,
Umsonst versucht sein Reiter es zu halten,
Es reißt ihn mit sich in die Felsenspalten.

Er läßt die Zügel los, vergebens greifen
Die starren Händ' um sich nach einem Halt,
Er fühlt am Felsen seine Seiten schleifen,
Hinunter geht's mit rasender Gewalt;
Jetzt kommt ein Strauch, die schlanken Reiser streifen
Durch seine Hand, in Todesängsten krallt
Die Faust sich fest, hoch hängt er in den Lüften,
Tod liegt sein Roß zerschmettert in den Klüften.

Er hängt und keucht. Doch aus dem regennassen,
Nur kümmerlich gehäuften Boden weicht
Das Birkenreis; die Wurzel gilts zu fassen,
Die jäh aus nahen Felsenriffen streicht;
Er schwingt sich, greift — und nicht vom Glück verlassen.
Ein schmales Steinsims hat sein Knie erreicht,
Er hält die Flaser über sich, ihr Biegen
Würd' alle seine Hoffnungen betrügen.

Fest um die Wurzel beide Händ' im Bunde,
Das Knie des Felsens Rissen eingebeugt,
So schwebt er dreißig Klaftern über'm Grunde,
Des Helmes Busch vom Regen schwer geneigt.
Vergebens späht er in der weiten Runde,
Ob irgendwo sich eine Rettung zeigt:
Fort dröhnt der Bach mit wüthendem Ergrimmen
Und oben flammt der Blitze rasches Glimmen.

Zerrissen hängt die blau und weiße Binde,
Die Mutterlieb' ihm um die Brust gelegt,
Zerknickt die schlanke Feder die im Winde
Am Morgen sich so zierlich noch bewegt,
Vorüber ziehn die Wolken sturmgeschwinde,
Doch keine neigt sich, die ihn mit sich trägt;
Matt wird der Arm, er kann noch kaum sich halten
Und fühlt den Schweiß auf blasser Stirn erkalten.

Dicht unten war ein Wiesenplan gelegen,
Der grün den Bach entlang am Felsen zieht,
Und weit hinab sah man noch allerwegen
Wie auch in diesem Wall der Kampf geglüht.
Hier lagen Leichen, Lanzen, Schilde, Degen,
Und alles was die heiße Schlacht verrieth;
Jetzt war es still, nur drei, vier Mohren reiten
Schwatzend daher, man hörte sie von weiten.

Wo jetzt sie ritten, lagen Leich' an Leiche;
Dort saß ein Maur' auf einem Kristenmann, —
Mit weitem Maul und Augen grinzt das bleiche
Gesicht die jauchzenden Beschauer an.
Schreckvolle Larve! grade bei dem Streiche,
Der ihm das gierge Leben abgewann,
Begehrt's noch einmal; seine Hand umfaltet
Des Kristen Weinschlauch, so ist sie erkaltet.

Graß spielt der Blitz auf diesen grausen Zügen.
Noch weiter in der Ecke saß ein Krist,
Wie Schlummernde den Körper vorwärts biegen,
Wenn leicht das Kinn den ruh'gen Busen küßt.
So lehnt er da, still, lächelnd und verschwiegen;
Geheimnißvoll. Ein bunter Turban ist
Nachlässig um sein blutig Haupt geschlungen;
Den hatt' ein Engel in den Schlaf gesungen.

In einer Biegung lag ein wirr Gemenge
Von Freund und Feind, der Ein' in wilder Flucht,
Der Andre wie im Angriff; Der die Länge,
Und Der erdrückt von eines Rosses Wucht.
Hier war, man sah, das grausamste Gedränge;
Zwei Haufen trafen hier sich in der Schlucht,
Ein Frankenhaufe, der hinaus begehrte,
Ein Mohrenschwarm, der ihm den Weg verwehrte.

Wohl zeigten sich Geberden noch von Leben,
Doch Körper ohne Macht. Ein Fußstoß legt,
Von einem Kind dem Grimmigsten gegeben,
Ihn straflos in den Staub. Der Mann bewegt
Nicht einen Strohhalm mehr, der noch zum Beben
Vor wen'gen Stunden Tausende erregt.
Der Reiter Zug bog rasch jetzt um die Ecke,
Mit Scherz und Lachen eilten sie vom Flecke.

Sie hätten ihren Weg vorbei genommen,
Wenn nicht ein Stein, der morsch vom Felsen brach,
Weil ihn der Regen wühlend unterschwommen,
In Sprüngen niederrollte mit Gekrach.
Sie sahn empor woher der Wurf gekommen,
Ein Lustschrei rief des Thales Echo wach,
Sie sahn den Kristenritter oben hängen
Und kehrten um, um ihn herabzusprengen.

Drei Mohren sind's mit einem schönen Knaben,
Des alten Vaters einz'gem Liebespfand
Von vielen Weibern, einem Kind von Gaben,
Doch eigenwillig, wild ohn' alles Band.
Er will den Kristenhund herunter haben,
Kein Diener wagt dagegen Widerstand,
Weil der es mit dem Kopfe büßen müßte,
Wer seinen Wunsch nicht zu befried'gen wüßte.

Vom nahen Schlachtfeld kamen sie gezogen,
Wo sie von fern dem Kampfe zugesehn;
Doch wie der Sieg den Mohren ward gewogen,
Konnte der Knabe kaum mehr widerstehn;
Nicht mehr von fern wollt' er mit Pfeil und Bogen,
Er wollte mitten in's Getümmel gehn,
Und dachte sich's ein höchliches Ergötzen
Und süße Wollust, Kristen zu zerfetzen.

Ein Diener, der, vom Emir angewiesen,
Dabei sich mit Gewalt entgegenstellt,
Muß seine Kühnheit mit dem Leben büßen,
Weil er des Knaben Pferd am Zügel hält.
Denn dieser haut mit grimmigem Verdrießen,
Daß er gespaltnen Haupts zu Boden fällt,
Und schwört dabei mit tiegerhaftem Lachen,
Er wollt' es mit den andern auch so machen.

Um desto lust'ger stellen nun sich jene,
Obgleich ihr Blick mißtrauisch um sich schielt,
Ob in der jungen grausamen Hyäne
Die aufgeregte Mordlust weiter wühlt.
Aus Angst ersinnen sie die tollsten Pläne,
Und wie der Zufall oft den Helfer spielt,
So brüllen sie vor Lust, die es soll geben,
Den Kristen von der Wand herab zu heben.

Sie springen von den Pferden, schleppen Steine,
Und senden schnelle Pfeile nach ihm ab,
Mehr Teufel als die andern räth der Eine,
Ihm zu bereiten ein gewisses Grab,
Daß sie die Speere fertig halten, keine
Minute mehr, so müss' er doch herab;
Dann sollten sie bereit sein mit den Stangen,
Hinzu zu rennen und ihn aufzufangen.

Schon traf ein Stein! der Ritter wankt, zum Spießen
Stürmt brüllend gleich die ganze Schaar heran,
Jedoch zu früh, er hält sich, doch es fließen
Blutstreifen und es scheint um ihn gethan.
Nur wilder geht das Werfen nun und Schießen,
Gelingen soll und muß der schnöde Plan;
In Fieberfrost erbeben Gebhards Glieder,
Schon wankt er sichtlich und muß bald heznieder.

So wenn im lauen Sommer böse Buben,
Die Abends unterm Kirchenfenster stehn,
Im Zierrath, den des Meisters Hände gruben,
Halbflügge Schwälbchen um die Nester sehn,
Die allzufrüh die Flügelchen erhuben.
Die alten Vögel fliegen, schreien, flehn,
Doch rührt die Knaben nicht ihr zärtlich Bangen,
Sie springen fort nach Steinen und nach Stangen.

Der Kühnste steigt auf eines andern Schulter,
Die längste Latte nimmt er in die Hand,
Und stochert unterm Nest der armen Dulder
Bis es zerbrochen losfällt von der Wand.
Da liegt das Haus der kleinen Nichtsverschulder,
Sie flattern ängstlich um des Simses Rand
Und suchen vor den Steinen, vor den Streichen
Der wilden Schreierrotte zu entweichen.

So wie die junge Schwalbe an der Mauer
So klebt der Ritter an der Felsenwand,
Mit jedes nächsten Augenblickes Dauer
Wächst die Gefahr auf seinem Marterstand;
Er fühlt des nahen Todes kalte Schauer,
Ein Pfeil trifft unterm Handschuh seine Hand,
Er muß vor Schmerz sie machtlos sinken lassen,
Mit Einer nur die Rettungswurzel fassen.

Anreizend bückt sich einer der Genossen,
Der tolle Knabe steigt auf ihm hinan,
Die andern helfen ihm, und unverdrossen
Kriecht, klettert er, so nah er kommen kann.
Die Zügel hatt' er einem von den Rossen
Genommen und als Gürtel umgethan,
Die sucht er nun als Schling' empor zu schwingen,
Und drinn des Kristen Beine zu verschlingen.

Mit Wollustlächeln steht der Junker oben
Auf einem Rand fußbreit und breiter nicht,
Die unten mit den Piken schrei'n und toben
Und stehn bereit wie er die Schlinge flicht.
Er wirft und fehlt. Nochmal. Er trifft, der droben
Erschrickt, dem unten fehlt das Gleichgewicht,
Er taumelt, fällt, zum Himmel gehn die Füße,
Den Kopf voran so stürzt er in die Spieße.

So endet, den sich wilde Knaben machen,
Der Spaß gar oft, wie hier das Ende fällt;
Sie stoßen, schuppen, balgen sich und lachen,
Und keine Thorheit giebt es in der Welt,
Die sie nicht thun. Da bricht mit lautem Krachen
Ein kostbares Geschirr, dort aufgestellt,
Vom umgeworf'nen Tisch und ihre Freude
Schlägt um zu stummem Schrecken und zu Leide.

Wer malt der Mohren Starren und Erbeben?
Stumm findet keiner des Entsetzens Wort,
Und keiner kann die starren Glieder heben.
Zwischen den Schultern spitzig eingebohrt,
Bis aus den Bauches weicheren Geweben
Ragt die zerbrochne Lanze blutig fort.
Die andre hat, da wo die Adern pochen,
Den Hals, den Schlund bis an das Kinn durchstochen.

Der heft'ge Knabe zuckt als wollt er sprechen,
Bewegt das Aug' und regt den blut'gen Mund,
Doch statt der Menschen süßer Rede brechen
Thierische Klagelaut' aus offnem Schlund!
Das schwarze Blut entquillt in breiten Bächen
Und färbt in großen Wellen Gras und Grund,
Er wälzt, krümmt, streckt sich Brust und Glieder dehnend,
Und haucht die Seele aus, tief, schmerzvoll stöhnend.

Was hilft der Klagen ungemess'nes Heulen,
Was die zerschlag'ne Brust, was stummes Leid,
Was helfen Dolch und Schwert, was Speer und Keulen,
Womit die Ohnmacht nach dem Kristen dräut?
Ihr lauter Jammer kann die Wolken theilen,
Doch kein Geschrei erweckt und keine Zeit
Den bleichen Todten auf zu ihren Füßen,
Sie müssen doch zum Heimweg sich entschließen.

Der Knabe war aus fürstlichem Geblüte,
Vom Vater diesen Sklaven anvertraut,
Daß jeder wie sein Leben ihn behüte.
Nun liegt er hier auf blut'gem Bett und schaut
Verkehrten Blicks den Himmel an. Durch Güte
Hat nie ihr Herr die Fehlenden erbaut,
Der Rache Schwüre niemals noch gebrochen,
Und hier liegt ihm sein Theuerstes erstochen.

O daß sie weit vom Unglücksorte wären
Die Unglückseel'gen, die verloren sind!
Doch keiner darf der Rettung Stimme hören:
Daheim im Hause blühen Weib und Kind,
Der jungen Mütter und der Kinder Zähren
Rührt diesen nicht, in dem kein Mitleid rinnt;
Die Unschuld in der Wiege würd' er morden,
Wenn ihm die schuld'gen Väter flüchtig worden.

Sie lasen, die in stetem Weinen blieben,
Vom feuchten Feld zerbrochne Speere auf,
Und machten eine Bahre, jammernd hieben
Sie Rasen aus dem Grund, legten ihn drauf,
Und dann begannen sie mit ihrer trüben
Blutigen Last den stillen Trauerlauf;
Zwei trugen ihn, der dritte der Genossen
Kam weinend nachgegangen mit den Rossen.

An diesem Abend schritt von Bergeshöhen
Ein Greis herab, der rasch zu Thale lenkt;
Des langen Kleides braune Falten wehen,
Das ihm bis auf die Füße niederhängt;
Sein weißes Haupt ehrwürdig anzusehen,
Der Bart, der sich zum härnen Gürtel senkt,
Der lange Stab und alles in Vereinung
Gab eine Ehrfurcht fordernde Erscheinung.

Er schritt an dieses Thales andrer Kante,
Die jenseits hin des Baches Bett umhegt,
Und schickt den schnellen Blick von Rand zu Rande
Rings um sich her, ob sich verdächt'ges regt.
Er späht wohin Geroldens Zug sich wandte,
Und scheint erhitzt von innerm Sturm bewegt,
Wie wem des Suchens Hoffnung fehlgeschlagen,
Und doch nicht lassen will, ihr nachzujagen.

Es hatt' ihn an der Waffen lautem Toben
Die alte Lust zur Wahlstatt hergeführt,
Nun kam er an den Ort, wo Gebhard oben
Vom Felsensims bleich in den Abgrund stiert.
Er sah den Stein zum Wurf emporgehoben,
Den Pfeil geschnellt, die Schlinge schon geschnürt,
Und stand und glüht' und möcht' hinüberreichen,
Die Buben mit dem Schwerte heimzustreichen.

Zu Gerold trieb's ihn. In des Heeres Zuge
Sah er ein schwarz und weißes Banner ziehn,
Ein Ritter trug's voran in kühnem Fluge,
Vor welchem überall die Feind' entfliehn.
Wohin es ging mit eifrigem Geluge
Folgt er ihm nach, sein Herz war, wie es schien,
All' überall wohin das Fähnlein wandte,
Doch keiner war, der ihm den Fähnrich nannte.

Gern möcht' er seinen Namen nur erkunden,
Selbst unerkannt sein liebes Antlitz sehn,
Verbinden, wenn er blutet, seine Wunden,
Und dann zurück in seine Berge gehn.
Dort drüben war Geroldens Zug verschwunden,
Und weiter kann er ihn nicht mehr erspähn,
Er wollte sich zum sichren Führer bieten,
Ihn leiten und vor größrem Schaden hüten.

Und nun gewahrt' er, als er um sich blickte
Den Ritter mit dem zweigestreiften Band.
Ob hier auch tiefer sich der Felsen bückte,
Hier niedriger als dort des Thales Rand,
So scharfe Blick' er auch hinüber schickte,
Die dunkle Farbe blieb ihm unerkannt,
Ob schwarz, ob blau — er kann's nicht unterscheiden,
Und Sorg' ergreift sein Herz bei jenes Leiden.

Sein Aug' erglüht' und all sein Grimm ward rege,
Als er der Mohren schnödes Thun erkannt;
Bekannt sind ihm die Berge, Pfad' und Wege,
Jedwede Furth und jede Felsenwand,
Zerbrochen sind die Brücken und die Steege,
Doch mit dem Pilgerstab in sichrer Hand,
Im kühnen Sprung von Stein zu Steingehocke,
Will er hindurch von Fels zu Felsenblocke.

Rasch ist er fertig Berg hinab zu laufen,
Doch ist am Strom kein rascher Uebergang,
Die Woge kommt mit Brüllen und mit Schnaufen,
Und ungeheuer ist der Fluthen Drang.
Hier ist kein Pfad, kein Durchweg zu erkaufen,
Am Ufer angstvoll irret er entlang,
Erst wo des Baches Quellen sich verbinden,
Gelingt es ihm, hinüber sich zu finden.

Nun greift er einen Schild auf von der Erde,
Und setzt sich einen blanken Helm auf's Haupt,
Und schwingt den Speer mit kriegrischer Geberde,
Ein Schwert wird einem Todten schnell geraubt;
Gewappnet gegen jegliche Gefährde,
Enteilt er wie sein Alter ihm erlaubt;
Könnte der Ritter in den Felsenspalten
Nur bis er ankommt sich im Schweben halten.

Er eilt so viel er kann, doch neue Hemmung
Bereitet ihm der ausgetretne Fluß,
Bis weit hinüber an die Felsendämmung
Schwillt schon des Wassers reichlicher Erguß.
Bald steht er mitten in der Ueberschwemmung
Nicht wissend welchen Weg er wählen muß;
Es wird zu spät, er muß es sich gestehen,
Schon dunkelt es, er kann den Weg kaum sehen.

Gewichen ist des Tages letzte Helle,
Und Dämmerung umwebt des Baches Bord;
Hier muß es sein, bekannt ist ihm die Stelle,
Doch die Barbaren waren nicht mehr dort.
Er steht. Er späht. Er ruft. Laut heult die Welle,
Die Föhre knarrt, er hört kein menschlich Wort.
Da plötzlich krachts und prasselt, Steine springen,
Und einen Schrei hört er die Nacht durchdringen.

Er eilt hinzu und sah mit Schreck und Beben
Noch wie der Krist von oben niederschoß;
Hier schlug er an, und da und dort, gegeben
Für immer wohl ist ihm der Todesstoß.
Aus tausend Schwertern rettet' er sein Leben,
Vorüber ging an ihm der Schlachten Loos,
Um dann zuletzt an kalten Felsenwänden
Zerschmettert da zu liegen und zu enden.

Starr liegt er da, doch ohne Schmerzgeberde,
Lang hingestreckt als ob er schlafend ruht,
Halb auf, halb neben seinem todten Pferde,
Mit bastentblößten Händen; schwarzes Blut,
Floß ihm aus Mund und Ohren auf die Erde.
Weg wirft der Greis nun seinen Eisenhut,
Den Speer, den Schild und beugt sich zu ihm nieder;
In dem glimmt nie ein Lebensfunke wieder.

Die Bind' ist weiß und blau. Er athmet freier,
Ein schwerer Stein fällt ab von seiner Brust;
Auch dieses Zeichen ist ihm werth und theuer,
Indeß — er dacht' an größeren Verlust.
Durch unwillkührlich stummer Thränen Schleier
Sieht er den Todten an; halb unbewußt
Schlägt er den Helm zurück und blickt mit Bangen
Und tiefem Mitleid auf Gebhardens Wangen.

Der Alte trug auf seinen Wanderzügen
Stets einen Waidsack, worin eng vereint
Viel hülfreich wohlgewählte Dinge liegen,
Die man von Aeskulap ergründet meint;
Da waren Salben, Kräuter die nicht trügen,
Pflaster und Binden und was nöthig scheint,
Um Hülf' und Heilung in der Noth zu spenden,
Wo Hülfe fern ist aus geschicktern Händen.

Er öffnet ihn, und sucht und fühlt und tastet,
Und läßt alsbald ein kleines Lämpchen glühn;
Vom Eisen wird des Kranken Brust entlastet,
Wo manche dunkle Wundenros' erschien.
Doch ach! kein Athemzug, kein Herzschlag rastet
In diesem Leib; vergebenes Bemühn,
Mit menschlich unzulänglich schwachen Mitteln
Aus seinem ew'gen Schlaf ihn aufzurütteln.

Wohl mancher wird in's Schlachtfeld hingebettet,
Der heim, gepflegt in seiner Freunde Kreis,
Vom trauten Weibe, die ihr Alles kettet
An seine Rückkehr, vieler Mühen Preis
Bezahlen könnte jedem, der ihn rettet;
Noch schleicht manch stilles Lebensfünkchen leis
Herum und lischt nur aus, weil keiner eben
Es wieder anfacht und erweckt zum Leben.

Doch diesem hier, — er reibt ihm Stirn' und Wangen,
Doch keine Spur des Lebens thut sich kund,
Mit seinen Armen hält er ihn umfangen,
Und lauscht am Puls, am athemlosen Mund.
Doch jetzt — o nein! es täuscht ihn sein Verlangen,
Und doch — den Guten hilft der Götter Bund,
Der Ritter hebt die matten Augenlieder,
Und athmet schwer und seufzt und schließt sie wieder.

Wohlthät'ger Greis, der sich so fromm bemühte,
Ein hülfreich Mitleid fühlt für fremdes Leid!
Groß, unermüdlich zeigt sich seine Güte.
Phiolen, Tassen stehen rings zerstreut.
Bald hier, bald dort mit schwankem Flämmchen glühte
Sein kleines Licht in dichter Dunkelheit,
Und schon wird mehr kein Wundenmaal gefunden
Noch ungesalbt, nicht sorgsamlich verbunden.

Jetzt leuchtet er ihm in's Gesicht. Befragen
Möcht er sich, ob ein Jüngling vor ihm liegt?
Ein Mädchen, scheinen Farb und Haut zu sagen,
Und wenn ihm die Erinnerung nicht trügt,
Erinnerung aus längst vergangnen Tagen —
Er steht in süße Träume eingewiegt,
Und sinnt, — doch nein, es ist des Zufalls Necken,
Er kann mehr keine Aehnlichkeit entdecken.

Und dennoch! dieser Augen schöne Bogen,
Er hat sie — nein, er hat sie nicht gesehn.
Doch wie man bald dem Fremden wird gewogen,
Auf dessen Antlitz Freundeszüge stehn,
Und glaubt, ein Auge das uns nie gelogen,
Es könn' uns nie, bei Keinem hintergehn,
So fühlt er sich dem Jüngling rasch ergeben,
Und ahnt in ihm ein nahverwandtes Leben.

Er will hinweg und ihn von hinnen bringen,
Ihn liegen lassen brächt' ihm sichern Tod;
Doch welche Mittel lassen es gelingen?
Rathlos sieht er umher in seiner Noth.
Er hört den Wind, er hört die Fluthen ringen,
Er blickt verlegen in das düstre Roth
Des Flämmchens, still bemüht es aufzuhellen,
Und horcht dann wieder dem Geräusch der Wellen.

Da fällt ihm bei, daß vorher in Gesträuchen,
Als er herab kam wo ein Maulthier ging,
Ein starkes Thier, beladen beide Weichen
Mit vollen Körben und daneben hing
Ein guter Rest von halbgeleerten Schläuchen.
Doch schien die Hoffnung kleiner als gering,
Er wußte nicht mehr wo er es gesehen,
Und schwerlich wird es noch zur Stelle stehen.

Er nimmt sein Licht und läßt nur so viel eben,
Als durch der Finger schmale Spalten dringt,
Und geht zurück. Und siehe! nah daneben
Wo eine wilde Hecke sich verschlingt,
Da liegt das Thier und kann sich nicht erheben.
Vom ausgeuferten Gefluth umringt
Hatt' es im eignen Zügel sich verschlungen;
Bis an die Weichen war der Bach gedrungen.

Zu einem Muttersöhnchen war der Graue,
Mit Wein und Lebensmitteln wohl bepackt,
Damit er seinen Muth daran erbaue,
Aus Frankreich nachgesandt. Noch ganz bepackt,
So wie er angekommen, war der Schlaue
Beim ersten Ueberfall davon geschackt;
Weil seinen Herrn die Mohren niedermachten,
Fand Niemand Zeit und Lust auf ihn zu achten.

Er dankt's dem Glücke, daß er es gefunden.
Rasch wird die Last die seine Seiten drückt,
Das abgetretne Kopfzeug losgebunden,
Und so, von allem Hindernden entstrickt,
Erhebt es sich. Ein Knie war ihm beschunden,
Sonst aber schritt es munter und geschickt;
Nun führt er's hinter sich daher und leitet
Es an den Ort, wohin er selber schreitet.

Kaum ist er fort, so tönt Geschrei von oben:
Hoho halo! und einer Fackel Licht
Wird an dem Felsen über ihm erhoben,
Das hoch herab durch Wald und Tannen bricht.
Hoho halo! durchtönt's des Wassers Toben,
Er sieht empor, doch er erwiedert nicht,
Schnell lischt sein Lämpchen aus, und klug bescheiden
Eilt er, den Ort so rasch er kann zu meiden.

Wahrscheinlich sah'n sie oben seine Leuchte,
Die bei der Arbeit, vom bemoosten Stein
Sorgsam geschützt vor Wind und Regenfeuchte,
Die Bäum' anglühte mit getrübtem Schein;
Noch manch Hoho, noch manch Halo erreichte
Sein Ohr, Hoho tönt Echo hinterdrein,
Er sah schon, als er einmal rückwärts sahe,
Die Fackel durch den grünen Wald ganz nahe.

O wüßt er nur, wer jene Rufer waren,
Er hätte wen'ger sorgsam sich bewahrt;
Er hatte nichts von ihnen zu befahren,
Es waren Tassilo und Isenbart.
Er aber denkt an nichts als Feindesschaaren,
Und hütet sich, daß er sich offenbart;
Schwer ist der Pfad in diesen Bergesgründen
Durch Fels und Wald zu ihm herab zu finden.

In Gerold's Heer war kaum die Frag' entstanden,
Als man zu kurzer Rast das Lager wählt,
Wo Gebhard sei, als aus den letzten Banden
Ein Mann, wie er verschwunden sei erzählt.
Er ritt noch neben ihnen, doch abhanden
Urplötzlich, blieb es jedermann verhehlt,
Und keiner sah und keiner kann bekunden,
Wohin der Jüngling plötzlich war verschwunden.

Der Mann allein war hinter ihm gekommen,
Der letzte Mann in Gerolds ganzem Heer.
Da sei der Himmel weithin gluthentglommen,
Geöffnet wie ein einzig Feuermeer;
Der Sturm hab ihm den Athem weggenommen,
Zu Boden hingestürzt mit Schild und Speer,
Hab er, als er sich aufgerafft zu gehen,
Dann keinen Reiter weiter mehr gesehen.

Ein Andrer der im Zug vorauf gezogen,
Doch sich zu schützen, sich herum gewandt,
Als jener Sturm mit wilden Regenwogen
Gleich Wolkenbrüchen überströmt das Land,
Sah wie des Reiters Roß in hohen Bogen
Empor gebäumt; doch gleich wie eine Wand
Sei dann der Regen mit des Donners Schallen
Dick, undurchschaubar zwischen sie gefallen.

Die beiden Vettern sind sogleich entschlossen,
Mit jenem Mann, der ihn zuletzt gesehn,
Trotz eigenen Gefahren unverdrossen
An jenen Unheilsort zurückzugehn.
Sie wählen sich zwei oder drei Genossen,
Die mit den Rossen wartend nahe stehn;
Ein Unglück hab' er mit dem Pferd gelitten
Scheint gleicherweise Allen unbestritten.

Als sie nun spät die Felsenzinn' erreichen,
Zeigt sich die Wahrheit ziemlich unverkürzt;
Es giebt sich bald aus wohl erwognen Zeichen,
Daß Roß und Mann den Berg hinabgestürzt.
Man späht und ruft und horcht und will nicht weichen,
Und wie der Zufall seine Knoten schürzt,
So sahen sie bei nachgelass'nem Wetter
Des Greises Flämmchen durch des Waldes Blätter.

Doch eh sie konnten da hinab gelangen,
Was nur auf manchem Umweg möglich war,
War dieser eilig längst hinweg gegangen.
Sie suchten ihn seit manchem langen Jahr,
Er sehnte sich vor Stunden noch mit Bangen
Nach ihrem Anblick, ach und wunderbar!
Da sie ihm nah sind, nahe zum erreichen,
Trieb's ihn, vor den Gesuchten zu entweichen.

Er der sich nach des Fähnrichs Anblick sehnte
Der schwarz und weiß in seiner Fahne trug,
Dem sich die Brust schwer athmend hob und dehnte,
Das bange Herz angstvolle Schläge schlug
Als er den Mann am Felsen Jenen wähnte, —
Kein Ahnen spricht zu ihm, kein Herzenszug,
Es schweigt die Stimme der Natur, und wähnen
Muß er sich Feind' in seinen eignen Söhnen.

Anstatt der Last, die erst sein Thier belegte
Packt er nun eilig seinen kranken Mann
Der jetzt so wenig als vorher sich regte,
Und band ihn mit dem Roßgurt fest daran.
Dann nahm er Helm und Schwert, weil er erwägte,
Was ihm in Feindes Näh' begegnen kann.
Obwohl ihm nicht nach blut'gen Kämpfen lüstet,
Ein rechter Mann ist immer gern gerüstet.

Trotz dem, daß er im Thale wohl erfahren,
Es keinen Weg giebt, den er fehlen kann,
Da er muß dießmal seine Lampe sparen,
Rennt er an manchen Baum und Felsen an.
Er watet vor und sucht sich zu bewahren
So gut es geht, den Esel hinten an,
Steht stille bald und prüft erst mit dem Stocke,
Und geht dann weiter mit geschürztem Rocke.

An jenem Orte, wo er vor nicht lange
Zum zweiten Mal das Ho Halo gehört,
Spitzt er das Ohr; es knackt und bricht im Tange,
Wie wenn etwas durch dürre Reiser fährt.
Es spricht; er drückt an eine Felsenwange
Sich bergend an, das Thier sich zu gekehrt;
Ein Schrei, ein Prusten, ja des Thieres Athen
Könnt' ihn den nahen Feinden schon verrathen.

Zwei Männer hört er auf sich vorwärts schreiten,
Schon sind sie nah, sie bleiben vor ihm stehn,
Sie flüstern, bis sie dann mit leisem Streiten
Den Bach hinab an ihm, vorüber gehn.
Er athmet wieder und alsbald von weiten
Hört er ein neu Hoho. So ungesehn,
Ein Glück, daß sie die Fackel nicht mehr hatten,
Blieb er verborgen von den Felsenschatten.

Nun flieht und eilt um Felsen krumm und grade,
Er durch den Wald bis zu dem Rand hinauf;
Tief unter ihm liegt schon das Stromgestade,
Weit hinter ihm verrauscht des Baches Lauf.
Durch Schluchten ging's und dornbewachsne Pfade,
Bald links, bald rechts gewendet, ab und auf,
Und endlich, wo es höher wird und freier,
Erblickt er fern zahllose kleine Feuer.

Auf breitem Felde hatten sich die Mohren
Gelagert, um vom Siegen auszuruhn;
Er kam so nahe, daß schon wie verloren
Ihr Schrei herüber scholl; ja selbst ihr Thun,
Ihr Hin- und Wiederrennen, Kochen, Schmoren
Konnt' er am Feuer sehn. Lang konnt' er nun
Behutsam schleichend nur sich fort bewegen,
Sonst würden sie ihm bald den Weg verlegen.

Das Wetter war nach Frankreich hingewendet,
Wo es, obwohl ermattet, weiter tost,
Und kurze Blitze fern herüber sendet.
Schon zeigten helle Streifen sich im Ost,
Und leichter ward der Himmel schon gerändet.
Der Fliehende entnahm zu seinem Trost,
An den Wachtfeuern, die jetzt ferne glommen,
Daß er aus dem Bereich des Heers gekommen.

Von aller Menschen Wohnung weit entlegen,
Von keinem fremden Auge noch entdeckt,
Unfindbar lag in stillsten Berggehegen
Ein Siedlerhüttchen sorgsamlich versteckt.
Kein Umgang war mit seinem Herrn zu pflegen,
Den er nicht selbst gesucht, nicht selbst geweckt;
Das ganze Jahr ward hier kein Laut vernommen,
Als den nur er erregt durch Gehn und Kommen.

Man ging dahin auf kaum betretnem Gleise. —
Fast Morgen war es, als am nahen Ziel,
Ermüdet von der Last und von der Reise,
Das treue Thier beinah zusammenfiel.
Seit zwanzig Stunden sah es keine Speise
Und seine Bürde war kein leichtes Spiel,
Doch ist der Ritter sicher und geborgen,
Wird auch der Greis für seinen Träger sorgen.

Schon zeigte sich ein Binsendach den Blicken,
Und nun in Kurzem war die Hütt' erreicht.
Klirrend entrollt das Eisenfließ dem Rücken,
Der Alte faßt den Kranken sanft und leicht,
Und trägt ihn, seine Wunden nicht zu drücken,
Gebückt, daß ihn die niedre Thür nicht streicht,
Besorgt hinein. Der Hausrath schien sehr mager,
Jedoch vortrefflich duftete das Lager.

Aus Heu und Wiesenkräutern war das letzte
Seitwärts auf platten Boden hingestreut,
Worauf er sacht' den Siechen niedersetzte,
Den er von Hüll' und Kleidern rasch befreit;
Ein wärmend Feuer, wie er nöthig schätzte,
Ward angefacht und alle Thätigkeit
Entboten, mit unabgewandtem Streben
Den Kranken zu erleichtern, zu beleben.

Zu wünschen wäre, daß die Frucht des Strebens
Des Jünglings völlige Genesung wär.
Es zeigte sich auch keineswegs vergebens,
Stündlich ward der Erfolg nun günstiger;
Die Spuren des erwachend neuen Lebens
Erschienen deutlicher und mehr und mehr,
Und welche Freude war dem Greis bereitet,
Als Gebhard matt die Hand zum Herzen leitet.

Er regt sich, seufzt, versucht sich umzuwenden,
Sich aufzurichten und sinkt matt zurück,
Nimmt wenig Speis' aus seines Pflegers Händen
Und sieht ihn an mit ausdruckslosem Blick;
Dann kommt der Schlaf, ihm Linderung zu spenden,
Und ganz gewiß, dies wandte sein Geschick,
Bald aber rast das wildeste der Fieber,
Und die Gefahr ist lange nicht vorüber.

Jedoch ein Krankenbett macht keine Freuden,
Was weder unsre, noch des Kranken Schuld;
Der Kranke wird geplagt von seinen Leiden,
Wir leiden mit in Schmerz und Ungeduld.
Drum besser wird das Lied jetzt von ihm scheiden,
Er ist bewacht von jenes Treuen Huld,
Zu dem wir das Vertrauen dürfen hegen,
Er werde wie den eignen Sohn ihn pflegen.

Als er Gebharden fand im Abgrund liegen,
Verblutend und dem sichren Tode nah,
Da sprach ihm etwas aus des Jünglings Zügen,
Ihm war als ob er früher schon ihn sah;
Er ahnt, und alle Zweifel zu besiegen
Fand er den Schild am andern Tage da,
Wo jener niederfiel, an seinem Pferde,
Das ihn geschützt beim Schreckensfall zur Erde.

Azur und goldne Wecken sind im Heere
Des Kaisers nicht zum zweiten Mal zu sehn,
Dies Baiernzeichen auf des Schildes Wehre
Läßt bald ihn den Zusammenhang verstehn,
Denn keiner wagte wider Baierns Ehre
Mit diesem Zeichen in die Schlacht zu gehn:
Luitburgens Sohn, die seine Jugend liebte,
Muß dieser sein, an dem er Mitleid übte.

Denn Bruder Martin, wie er jetzt sich nannte,
Hieß in vergangnen Tagen einst Warin,
Nicht immer der Vergessene, Verbannte.
Man sah ihn sonst in Helm und Harnisch glühn,
Tassil und Gebhard waren ihm Verwandte,
Denn Merwigs Königsblut durchströmt auch ihn,
Und manchen Sieg und manchen Preis erfocht' er
Für Luitburg, Desiderens schöne Tochter.

Fürst Desider besaß von edler Sitte
Manch anmuthvoll und liebenswürdig Kind,
Doch wie die Lilie in der Blumen Mitte
Den Preis der höchsten Schönheit sich gewinnt,
So stand Luitburg in reichster Jugendblüthe,
Die jedes Herz mit sichrem Netz umspinnt,
Und war im stolzen Kranz der schönen Frauen
Die holdeste von allen anzuschauen.

Obwohl Warin von ihrem Reiz vernommen,
Er hatte sie bisher noch nicht gesehn.
Gewahrt' er viele Herzen ihr entglommen,
Er wollt' ihr doch den Preis nicht zugestehn.
Wohl Manche, sprach er, hat den Ruf bekommen,
Die im Vergleich zuletzt weit minder schön,
Als eine Andre, die man wen'ger achtet,
Weil sie nicht gleich mit jedem seufzt und schmachtet.

Man soll kein Urtheil leicht von Strauche pflücken,
Soll im Verdammen nicht voreilig sein;
Wie großes Unrecht er in diesen Stücken
Ihr angethan, das sah er noch nicht ein.
Doch sollt' es bald, so wie es kam, sich schicken,
Daß er weit anders dachte hinterdrein;
Der König gab einst große Festlichkeiten,
Was denn auch ihn bewog dahin zu reiten.

Doch war's vielleicht nicht blos des Festes wegen,
Weshalb Warin die Alpen überschritt;
Schroff standen sich die Meinungen entgegen,
Womit man sich im Frankenreich bestritt;
Schon war vorauszusehen, daß der Degen
Den unentwirrbar'n Knäul dereinst durchschnitt,
Und jeder suchte nun in Freundesbünden
Dem nahen Kampf gewachsen sich zu finden.

Durch welche Kunst wird nimmer wohl entschieden
Der Merowingen alter Königsstamm,
Dies glänzende Gistirn in Krieg und Frieden,
Nun bis zum Blödsinn fast herunter kam.
Das Mißtraun klagte stets die Pipiniden,
Weil ihr Geschlecht davon den Vortheil nahm,
Als schuldig an. Wer aber mag es wagen,
Noch heut die Wahrheit drüber auszusagen.

Zu welcher Macht es sich emporgeschwungen,
Wie klug dies neue kräftige Geschlecht
Zur Krone, seinem Ziel, war vorgedrungen,
Ihm fehlte Eins, ihm fehlt' ein gutes Recht.
Noch war der Kön'ge Name nicht verklungen,
Sie lebten noch, und mancher wackre Knecht
War noch bereit, den treuergebnen Degen
In ihre Schale freudig einzulegen.

Drum wohlbedächtig, eh' es nach der Krone
Mit offner That die kühnen Hände streckt,
Zerbrach es einzeln erst der alten Throne
Bewährte treue Stützen. Leicht erschreckt
Wohl fügten sich die kleineren Barone,
Doch, wen der Ruhm des alten Namens deckt,
Der hoff' auf keine Schonung; es muß stürzen
Wer ihm den Raub bestreiten kann und kürzen.

Unhaltbar sind des Schicksalsrades Speichen,
Denn ewig weiter treibt die roll'nde Welt,
Was ihr in ihren Gang tritt muß entweichen,
Und untergehn was sich entgegenstellt.
Unmuthig trugen es die vormals Gleichen
Wie Stein um Stein der alten Ordnung fällt,
Und eilten sich dawider zu empören,
Nicht wissend, daß sie rascher nur zerstören.

Selbstsüchtig lockern sich die Baiern, Schwaben,
Der Aquitan vom alten Bande los,
Der Aleman will seine Freiheit haben
Und stellt zu kühn allein dem Kampf sich blos.
Er sinkt; doch Karl Martell will untergraben,
Noch dünkt ihm seine Macht nicht all so groß,
Daß er des Elsaß mächt'ge Ethikonen
Nicht vorsichtvoll noch dießmal müßte schonen.

Ins dunkle Reich der Sagen schlägt verloren
Die Wurzel dieses alten Stamms hinab.
Aus königlicher Mutter, eingeboren,
Die ihm Burgundens Königssippe gab,
Schwang Edelreich, zum Herzog auserkoren,
Der Alemannen mächt'gen Herrscherstab,
Berswind' von Poitiers saß an seiner Seite,
Die Schwester der, die König Childrich freite.

Sein war das Land, das Jura, Rhein, Vogesen,
Ein deusches Kleinod, eng doch reich, umziehn;
Zum Vater der Geschlechter auserlesen,
Die nun auf Deutschlands Herrscherthronen blühn,
Entkeimten ihm Lothringens, Habsburgs Größen,
Der Hohenzollern heller Stern erschien,
Der Zähringen und Welfen mächtge Loose
Entwuchsen all nur Einem Mutterschooße.

Und auch Warin war diesem Stamm entsprungen,
Dem der Pipinen Zorn am nächsten droht.
Denn, wenn ihr Plan auf Frankreichs Thron gelungen,
Dann rettet keine Macht und kein Gebot;
In ihrer Könige Geschick bedungen
Liegt auch der Ethikonen Loos. Die Noth
Zwang die Bedrohten nun mit klugem Sinnen
Für Merwigs Haus Mitkämpfer zu gewinnen.

So ritt Warin zum König der Lombarden,
Der in Pavia seine Hofstatt hielt.
Pavia liegt in jenem schönen Garten,
Den der Ticin mit heller Fluth umspült,
Wo unter Goldorangen aller Arten
Die Luft in duftig weißen Blüthen wühlt,
Der blaue Himmel und der Sterne Glimmen
Ein fühlend Herz zu sanfter Sehnsucht stimmen.

Den Glanz des Festes würdig zu entfalten
Verführte wohl zu weit; ich sage blos:
Kampfspiele wurden viele dort gehalten
Zu Roß und Fuß, auf Schwert und Lanzenstoß.
Gar Manche, die für tapfre Kämpen galten,
Warf hier Warin der Erde in den Schooß,
Und alle mußten nun zuletzt bekennen,
Er sei der Ehre würdigster zu nennen.

Wie wurd' ihm dann als aus Luitburgis Händen
Er seines Sieges goldnen Dank empfing;
Ihm war als ob Gedank und Sinne schwänden,
Als ob die Welt mit ihm im Kreise ging;
Er stammelte und konnte nicht beenden
Das Wort das zwischen Lipp' und Gaumen hing,
Zu ihren Füßen blieb er knieend liegen
Und konnte die Verwirrung kaum besiegen.

O theure Züge, die mit Feuerzeichen
Ihm damals in die Seele sich geprägt,
Die nie aus dem Gedächtniß ihm entweichen,
Bis einst sein Herz die letzten Pulse schlägt; —
Als er Gebharden fand unter den Leichen
Erkannt er sie, die auch sein Antlitz trägt;
Er muß sie männlicher und fester nennen,
Doch war der Mutter Bild, nicht zu verkennen.

Vom ersten Tage, da er sie gesehen,
War schon sein Herz ihr gänzlich unterthan,
Konnt er nur einen Blick von ihr erspähen,
Als höchste Seeligkeit sah er es an;
Für ewig schien's um Ruh und Glück geschehen,
Wenn er sich ihre Liebe nicht gewann.
Zu ihr nur ging sein Sehnen, Sinnen, Streben,
Er kannte nur ein Heil: für sie zu leben.

Es schien auch ihr zur Wang empor zu wallen,
So oft sein Blick auf ihrem Antlitz ruht,
Dem König aber deutlich zu gefallen
Zu seinem Kind die längst verrathne Gluth;
Denn wer von Desiderens Thronvasallen
Kam wohl Warinen gleich an edlem Blut?
Drum, als er bat um ihrer Hand Gewährung,
Ward ihm des Vaters willigste Erhörung.

Tassil von Baiern, der Warin begleitet,
Stand damals auf der Jugend Blüthenhöhn;
Der Frohsinn, den er überall verbreitet,
Macht' ihn bei Hof vor Allen gern gesehn,
Und keiner war, der ihm den Platz bestreitet,
Weil Hand in Hand Frohsinn und Anmuth gehn;
Er wußte sich so artig zu beweisen,
Daß alle Frau'n ihn ihren Liebling preisen.

Doch hatt' er von Warinen kaum vernommen
Beim Könige die Werbung die er that,
Und wie er ihr entgegen fast gekommen,
Wie einer Frucht aus selbstgestreuter Saat,
So fragt er: wie Luitburg es aufgenommen,
Als sie Warin um Gegenliebe bat?
Und als er hört von ihrer Achtung Zeichen,
Sah ihn Warin erröthen und erbleichen.

Daß ihn Luitburgis schweigend nur empfangen,
Mit abgewandtem Blick ihn angehört,
Ihm dann mit bleichen, thränenfeuchten Wangen
Ein kaum vernehmlich zitternd Ja gewährt, —
Das Alles war dem Glücklichen entgangen,
Wenn nicht für jungfräuliche Schaam erklärt,
Denn, wollt er auf des Königs Wort vertrauen,
Durft er auf heiße Gegenliebe bauen.

War gleich ihr Wesen von besond'rer Weise,
Er legt' es aus, so wie sein Vortheil schien.
Denn außer in des Hofes lautem Kreise
Sie sehen, war vergebliches Bemüh'n.
Er dachte wohl, sie käm' auf andre Gleise,
Würd' ihm einmal ein einsam Stündchen blüh'n;
Die reinste Liebe haßt der Neugier Zeugen,
Kein Zweifel kam in ihm empor zu steigen.

Nur noch nach Tagen war die Frist zu zählen,
Die seiner Sehnsucht Fesseln angelegt,
Doch konnt' er schwer die inn're Gluth verhehlen,
Für die zu langsam sich die Zeit bewegt.
Nach ihrem war es, nicht nach seinem Wählen,
Wenn näher nicht die schönste Stunde schlägt;
Der König selber hätt' es gern gesehen,
Wer aber widerstände ihrem Flehen?

So wie ein Kind, dem man die langen Stunden,
Wenn mehr und mehr der Herbst die Tage kürzt,
Die langen Abende mit Wunderkunden
Von Krist und Rupprecht hoffnungnährend würzt,
Der Möglichkeiten Schranke bald entbunden
In regellose Phantasien stürzt,
Und bebt und strebt und zittert vor Verlangen,
Die Wunderträume lebend zu umfangen;

So ließ auch er das Land der Möglichkeiten
Im Wonnemeer der Hoffnung weit zurück,
Sah vor ihm hin ein Feeenland sich breiten,
Nach seinen Ufern flog sein trunkner Blick;
Er konnte sich nicht zähmen und bestreiten,
Zu göttergleich schien ihm sein künftig Glück,
Die Wunderträume lebend zu umfangen
Vor heißer Sehnsucht wär' er fast vergangen.

Er schlief nicht mehr, und fiel er auch in Schlummer,
So träumt er, wie nach einem Opiumtrank.
Wie groß war nun sein Schmerz und war sein Kummer,
Als ihm, am letzten Tage, sie sei krank,
Die Nachricht kam. Da stand er wie ein Stummer,
Es fehlte nichts, daß er zu Boden sank,
Wie eingewurzelt blieb er starr am Orte,
Vernichtet, taub, machtlos zu jedem Worte.

Die Hochzeit sei verschoben, ließ man sagen,
Zu leidend krank und schwach die arme Braut;
Unmöglich, daß man unter vielen Tagen
Die Liebende dem Liebenden vertraut.
Erst spät fand er sich wieder, bittre Klagen
Entrissen sich der Brust und wurden laut;
Man sprach von ihr fast wie von einer Todten,
Und als er zu ihr wollte, war's verboten.

Er rang wie ein Verzweifelnder die Hände;
Er ras'te fort in Felsgeklüft und Wald,
Daß sich des Himmels Strafe vor ihm wende
Fleht knieend er die Zunge starr und kalt.
Aus glühend heißen Augen bracht am Ende
Der hellen Thränen lindernde Gewalt,
Unbändig erst, ward er nun weich und stille,
Gewiß, ihr Tod sei nicht des Himmels Wille.

Schon war es spät, da wandt' er seine Schritte
Und nahm getröstet heimwärts seinen Pfad.
Die Nacht war schon herauf fast bis zur Mitte,
Rings ausgesät war gold'ne Sternensaat;
Zu ihr hinauf schwang er die stete Bitte,
Daß Ruh' und Lindrung ihrem Lager naht,
Und schoß ein Stern und hatt' es sich getroffen,
War's ihm ein froh Orakel für sein Hoffen.

So wandelt er zum Schloß. Die Zinnen streben
Schon aus den grünen Bäumen hell empor;
Ein Landhaus war's von Gärten schön umgeben,
Wie eingehüllt in Duft und Blüthenflor.
Ihm pocht das Herz, mit Hoffnung und mit Beben
Begab er still sich zu des Parkes Thor,
Ein Gitterwerk vergold'ter Eisensprossen
Hielt Haus und Garten zierlich eingeschlossen.

Das Thor ist zu; er war zu spät geblieben,
Und klopfen mag er nicht aus Schüchternheit.
Viel Unruh würde solch ein Thun verüben
In stiller Nacht, — es ist nicht allzuweit,
Leicht könnt' es ihm die Theuere betrüben,
Die jetzt vielleicht des Schlummers sich erfreut.
An dieses denkend, wendet er sich wieder
Und schreitet am Gehege auf und nieder.

So kam er auch der Stelle gegenüber,
Wo die Gemächer der Geliebten sind.
Die Fenster sind verhangen, nur ein trüber
Lichtschimmer ist's, der durch den Vorhang rinnt.
Weh' ihm, sie liegt vielleicht im glüh'nden Fieber,
Vielleicht daß gar ihr Todeskampf beginnt!
Es reißt ihn fort, den Zaun zu überspringen,
Entschlossen sich Gewißheit zu erringen.

Gedacht, gethan. Er eilte durch die Gänge
Mit leisem Tritt, der nicht die Stille stört;
Dann weilt er wieder, wo ein grün Gemenge
Von Mirthenbäumen Schirm und Schutz gewährt,
Und mit des Auges gierig glüh'nder Strenge
Stiert er bis fast die Sehkraft sich verzehrt.
Aus der Gardinen Schatten will er lesen,
Ob noch Gefahr, ob Hoffnung zum Genesen.

Doch todtenstill und ruhig bleibt es oben,
Kein Schatten wankt, es regt sich nicht ein Laut.
Schon will er Arzt und Dienerinnen loben
Der Sorge wegen um die theure Braut,
Da plötzlich, horch! ein Riegel ward geschoben,
Ein Thürchen that sich auf, versteckt gebaut
Und eng und schmal, ganz unten an der Mauer,
Er sah es nie; still blieb er auf der Lauer.

Und aus der Pforte, als sie jetzt gewichen,
Verhüllt, tratt eine weibliche Gestalt.
Sie späht' umher, kam leise dann geschlichen
Und gab ein Zeichen, worauf alsobald
Von jenseits kam ein Mann durch's Laub gestrichen,
Der höchst behutsam durch den dichten Wald
Die Bahn sich macht' und dann zu ihren Füßen
Ausbrach zu lauten, heißen Thränengüssen.

Sie hob' ihn auf und faßt' ihn in die Arme
Und ruht von ihm umfaßt an seinem Mund,
Und nun in einem raschen dichten Schwarme
Folgt Zärtlichkeit auf Zärtlichkeit. Der Bund
Geheine Lieb' ist selten frei von Harme,
Ein schluchzend leises Klagen gab sich kund,
Und wie Warin noch zweifelt was er glaube,
Gehn sie umschlungen zu entlegner Laube.

Die Stimmen scheinen ihm bekannt, indessen
Er traut noch seinen eignen Ohren nicht.
Er liebte nicht ein Urtheil, das vermessen
Schon von Verdacht, wie von Gewißheit spricht.
Auch weiß er wohl und hat es nicht vergessen,
Von Thränen trüb ist seiner Augen Licht;
Dennoch zu tief schon brennt des Herzens Wunde,
Er will um jeden Preis gewisse Kunde.

Leis schlich er ihnen nach. Was mußt' er hören!
O Gott! unmöglich daß er falsch verstund!
Kann Eifersucht sein Auge so bethören?
Lügt ihm die Hölle diesen schnöden Bund?
Mit leisem Weinen hört er Liebe schwören
Von einem hochverrätherischen Mund.
Was hindert ihn, daß er sein Schwert erfasse,
Raum gebend seiner Rache, seinem Hasse.

Wie schalt sein Schmerz die Frauen voller Tücke,
Mit Nattern, Schlangen, Dolch und Gift verwandt,
Voll Heucheleien ihre sanften Blicke,
Treu' hieß er ihrem Herzen unbekannt.
Nur daß sie ihn bethöre, ihn berücke,
Hielt ihm ein Weib des Mannes Brust umspannt;
Nicht weil es liebt, nur weil es will betrügen,
Sucht es in ihre Fesseln ihn zu schmiegen.

Luitburgens war die Stimme, die er hörte,
Ihr glich in allen Stücken die Gestalt,
Und der sich über Wankelmuth beschwerte —
Als Baierns Herzog kannt' er ihn alsbald.
Ha, wie der Grimm in seinem Busen heerte!
Er stürzt' hervor aus seinem Hinterhalt,
Verräther! rief er aus in wildem Glühen,
Ihr sollt dem sichern Tode nicht entfliehen.

Schon schwirrte durch die Luft die scharfe Klinge,
Der Streich war ausgeführt noch eh' bedacht,
Daß sie des Gegners falsche Brust durchdringe
Fährt sie herab mit wuthverstärkter Macht.
Doch wacht ein Schicksal über alle Dinge,
War's seines Zornes Blindheit, war's die Nacht,
Der Hieb ging fehl, der Herzog sprang zur Seite,
Die Klinge brach entzwei und flog in's Weite.

Starr stand er da, entwehrt, dem Edelmuthe
Deß heimgegeben, dem er Tod gebroht.
War nun Tassil von gleichunbänd'gem Blute,
Jetzt gab er dem Verwegenen den Tod.
Doch ward kein Jähzorn ihm zum Vatergute,
Der stets die Hände zur Versöhnung bot;
Früh lernte seine Jugend mit Bedenken
Den stolzen Sinn, die wilde That beschränken.

Statt ihm des Lebens frohen Tag zu nehmen,
Dem Gegner seiner Liebe, seinem Feind,
Sieht dieser ihn mit innerem Beschämen
Die Hand zur Bitt' erhoben und vereint:
O könntest, ruft er, du den Zorn bezähmen,
Erwägen was dir jetzt ein Frevel scheint!
Ein Frevel nur ist, daß ich nicht vertraute,
Und nicht mein Glück auf deine Großmuth baute.

Luitburgis war beim ersten Laut der Stimme
Mit jähem Schrei gesunken auf den Grund,
Furchtbares sprach man von Warinens Grimme,
Von dem der Ruf durch ganz Pavia kund;
Sie sah sein Schwert und glaubt' an alles Schlimme,
Doch als sie zu sich kam, war der Befund,
Weit anders nun, als sie es durfte hoffen,
Denn beide lebten, beide ungetroffen.

Sie sieht, und faßt kaum, wie die Sachen stehen,
So neigt auch sie sich bittend vor Warin;
Umschlingt sein Knie und läßt nicht ab zu flehen
Ihn, den die Wuth fast zu ersticken schien.
Er fühlt sein Herz in großen Schlägen gehen,
Ihn würgt der Zorn und dennoch ist sein Sinn
Nicht mehr geneigt zu tödten, zu zerstören,
Bald muß er Mitleid und bald Rache nähren.

Was er vorher schon halb und halb belauschte,
Jetzt legen sie es frei und offen dar:
Daß sich bei ihnen Lieb' um Liebe tauschte,
Eh seine Neigung ihnen offenbar.
O arge Leidenschaft, die ihn berauschte,
Daß er wie sinnlos, wie verblendet war!
Doch lag die Schuld zumeist an Desideren,
Der ihn mit Absicht suchte zu bethören.

Er fürchtete der Heerestaller Tücken
So sehr wie Einer, der damit bekannt.
Sie wachten über ihn mit Neiderblicken,
Nur war bisjetzt kein Vorwand bei der Hand,
Mit Anschein Rechtens ihn zu unterdrücken.
Doch weil er stets mit Rom in Feindschaft stand,
Schien nah die Zeit, da sie durch sein Verderben
Zu neuer Macht Roms Freundschaft können werben.

Drum suchte Desider nach Bund'sgenossen,
Auf die er sich mit Sicherheit verließ,
Kein Bündniß schien ihm besser abgeschlossen,
Als welches diese Heirath ihm verhieß.
Den Ethikonen war Warin entsprossen,
Auf die sich Heerstall sehr erbittert wies,
Des Bundes Vortheil war auf beiden Seiten,
Und jeder konnt ihn für so fester deuten.

Doch fast ging sein geträumtes Glück zu Schanden
An dem, was von Luitburgen er erfuhr:
Tassilen hatt' ihr Herz sich zugestanden,
Ihm hing sie an mit ungebrochnem Schwur,
Und mit Warinen brächt' in Kett' und Banden
Zum Altar die Gewalt, der Zwang sie nur
Zum Schlimmsten eher sei sie zu bewegen,
Als ihre Hand in seine Hand zu legen.

Wie Anfangs auch sich Pflicht und Liebe stritten,
Die Klugheit hier, das Herz ihn dorthin trieb,
Taub blieb der König endlich allen Bitten,
Ihn war das Glück des Kindes nicht so lieb,
Als seines Reiches Sicherheit. Inmitten
Der Wahl, die zwischen den Bewerbern blieb,
Schien Tassilo gleich mächtig und erfreulich,
Doch seinen Plänen weniger gedeihlich.

Denn Tassilo, obwohl den Merowingern
Gleichweis verwandt, war durch der Mutter Blut
Pipinens Neffe, also mit den Dringern
Des Königs nah gesippt. Auch schien's nicht gut
Für Desideren, daß er bei den Zwingern
Mit Karl und Karlmann aufwuchs in der Hut
Pipins. Genug, er hatte kein Vertrauen,
Zu weich schien ihm Tassil, auf ihn zu bauen.

Daß Desider den Herzog nicht entfernte,
Vermocht' aus Rücksicht schon nicht zu geschehn;
Den wenn Warin, was vorging, kennen lernte,
Hätt' ihn bald keiner mehr am Hof gesehn.
Der König, nur bedacht wie er ihm körnte,
Ließ drum den Baiernherzog ruhig gehn,
Blos seines Mißtrauns will er sich bemächtgen,
Luitburgens Treu' und Neigung ihm verdächtgen.

Luitburgen sagt er umgekehrt desgleichen,
Doch diese kennt den angelegten Plan;
Verstohlen den Geliebten darzureichen
Weiß sie ein Zettelchen; er nimmt es an,
Vor Staunen will das Leben ihm entweichen,
Mit neuer Hoffnung schwingt sein Herz bergan,
Belehrt, gewarnt vor Desiderens Tücke,
Sinnt er, wie er den Klugen klug berücke.

Bald hatt' er mit Luitburgen sich verständigt;
Von jener Thür, von der ich schon gesagt,
Ward ihm geheim der Schlüssel eingehändigt,
Und dann ein zärtlich Wiedersehn gewagt.
Viel ward gerathschlagt, wenig nur beendigt,
Was Nacht ersann, verworfen wenn es tagt;
Bald wollten sie Warinen sich entdecken,
Bald fliehn und bald des Königs Mitleid wecken.

Zur Hochzeit trieb Warin, und seinem Schwäher
War vollends jeder Aufschub höchst verhaßt.
So kam der Tag der Trauung immer näher,
Doch immer war kein sichrer Plan gefaßt.
Der Mond selbst half dem Lauerblick der Späher,
Zum erstenmal den Liebenden zur Last;
Schon hatten sie sich Wochen nicht gesehen,
Und morgen soll sie vor dem Priester stehen.'

Luitburg, um Aufschub zu erlangen, stellte
Sich sterbenskrank und war es auch fürwahr,
Denn wenn nicht das einmal für Krankheit gölte,
Was in so tiefe Noth bringt und Gefahr
Wie Liebesschmerz und Leidenschaft, dem schwellte
Nur Glück des Schiffes Segel immerdar
Sein Herz ist alt oder so jung an Jahren,
Daß es vergaß oder — noch nichts erfahren.

Noch stand Warin, des Degens Griff in Händen,
Mit krampfgeschloßnem Mund bei ihrem Flehn,
Doch plötzlich schien sein Herz sich umzuwenden:
„Glaubt Dam' ihr, brach mit stolzem Niedersehn
Er dann hervor, daß mir Gelüste ständen,
Mit einem Knaben in den Kampf zu gehn?
Des Mannes Werth versteht ihr nicht zu schätzen,
Da euch die ungereiften Frücht' ergötzen."

„Den, der da blind vertraute, zu bethören,
Bedurft' es keiner Kunst und keiner List,
Ich irrt in euch und lasse gern gewähren
Nach eures Herzens zärtlichem Gelüst.
Euch, Herzog, wird die That nach Würden ehren,
Wenn man sie einst am Tageslicht begrüßt,
Die nicht versehnden Freunde zu verrathen,
Beim Himmel! das sind schlechte Heldenthaten."

Wie wenn man Feuer in die Pulvertonne
Geschleudert hat, so fährt bei diesem Ton
Tassil empor: Ha bei der ew'gen Sonne!
Er greift zum Schwert, die Schmach will blut'gen Lohn!
Geschändet scheint ihm seines Lebens Wonne;
Doch jener lächelt stolz bei seinem Drohn,
Wirft ihm den leeren Schwertknauf vor die Füße
Und scheidet langsam sonder Wort und Grüße.

Nach will Tassil, doch Luitburgs Arme schlingen
Beschwörend sich um seine glüh'nde Brust,
Und ihre Bitten, ihre Thränen ringen,
Bis in ihm ausgetobt die Racheluft.
Stolz geht Warin zu Rosse sich zu schwingen,
Noch eh' der Tag graut, allen unbewußt,
Weit hinter ihm sind schon Pavias Thürme,
Doch mit ihm gehn des Herzens wilde Stürme.

Zum zweiten Mal hat ihn sein Herz betrogen,
So reich begabt mit warmer Zärtlichkeit!
Noch einmal seine Traumwelt ihn belogen,
Und aus der Blume, die den Honig beut,
Hat es unseelig nur sich Gift gesogen.
Es wühlt, es kocht. Wer Lieb' hat ausgestreut
Und erntete Verrath, der darf wohl klagen,
Daß ihm die schärfste Wunde sei geschlagen.

Schon einmal, da es kaum die Jahre gönnen,
War ihm nach Elternwunsch ein Weib vertraut;
Doch wo die Herzen sich nicht finden können,
Da wird kein Glück, die Hölle auferbaut.
Zwei holde Knaben, die ihn Vater nennen
Mit kindisch lallend unvollkommnem Laut,
Vermogten nicht der Täuschung Gram zu stillen,
Noch seines Busens Leere auszufüllen.

Weh allen, die kein innres Band verbindet!
Sie schleppen sich an blutger Kette fort,
Und selbst noch die zerrissene umwindet
Das wundgedrückte Herz. Mit kurzem Wort,
Warin zerriß sie; aber lange findet
Er keinen Trost, er eilt von Ort zu Ort,
Er irrt umher bis neue Sorg und Schmerzen
Den alten Gram verscharr'n im müden Herzen.

Er sah Luitburgen. Meist zieht wer sein Leben
Nur aus des Glückes Schiffbruch noch gewann,
Im hastgen Wunsch, dem Unheil zu entstreben,
Bald neuer Hoffnung, neuer Täuschung Bahn.
Warin sieht alte Träume sich beleben,
Noch Einmal hascht er nach dem goldnen Wahn,
Vergessen ist, daß sie schon einmal logen,
Und sieht zum zweiten Male sich betrogen.

Tief brennt im Busen seines Herzens Wunde,
Die Welt ist ihm verhaßt, er will entfliehn,
Von wannen nimmer seines Daseins Kunde
Soll bis in's ferne Land der Heimath ziehn;
Und wie verschwunden war er auch zur Stunde.
Man forschte; doch vergebliches Bemüh'n!
Die letzte Nachricht, die man konnt' erlangen,
War, daß er in Ancon zu Schiff gegangen.

Dritter Gesang.

Die Schwäne.

Wer hat nicht oft in einsam stillen Träumen,
Wenn ihn die Sehnsucht in die Ferne trieb,
Wenn er gelagert unter Blüthenbäumen
An die entfernte heiß Geliebte schrieb,
Gleich wie die Wolke in des Himmels Räumen
Dahin zu schweben sich gewünscht? Wie lieb
Wär ihm ein schnelles Flügelroß gekommen,
Das ihn zu ihr mit durch die Luft genommen.

Und ach wie nah, ihm selber ohne Wissen,
War die Erfüllung seines Wunsches schon!
Indem er's denkt, trug ihn zu ihren Küssen,
An ihre Brust die Phantasie davon.
Er durfte mehr kein Zauberroß vermissen,
Mit ihr sprach er des Lebens Hemmung Hohn.
Herbei denn, du mein Roß, zu neuem Zuge!
Die Welt bleibt unter mir bei deinem Fluge.

Schon schweb' ich wieder über allen Landen,
Kein Berg und keine Mauer hemmt den Blick;
Bald hie- bald dorthin, frei von allen Banden
Schweif ich umher; der Menschen Weh und Glück
Liegt vor mir ausgebreitet und verstanden,
Und wo's gefällt dahin kehr ich zurück.
Ich werde, was ich sehe, nicht verschweigen,
Und will zuerst zu Gebhard nieder neigen.

Schon hab ich wohl gesagt, der kranke Ritter
Ward hergestellt und wie die Saat sich hebt,
Die welke nach erquickendem Gewitter,
So wurden sein Kräfte neu belebt.
Wenn aber auch die Wunden heilen, litt er
Doch immer noch, es sei nun, daß er strebt
Im Stuhl sich aufzurichten und zu stehen,
Den Arm zu heben oder gar zu gehen.

Der gute Alte mußte bald empfinden
Wie sehr Ein Mensch des Andern nöthig hat,
Beim Heben, Wenden, Reichen und Verbinden,
Beim Ordnen und Erneu'n der Lagerstatt,
Wo einem, der allein, die Kräfte schwinden,
War ihm ein Beistand nöthig in der That.
Kein Mensch kann gleicher Zeit zwei Dinge leisten,
Und dennoch möcht' er's manchmal sich erdreisten.

Nun war ein Bauerjunge gar nicht ferne,
Der unserm Alten lange schon bekannt.
Er hatte unterm schlimmsten aller Sterne
Ein Weib gefreit, dem er davon gerannt.
Er war verlässig, doch erzählt er gerne,
Gasconien war sein liebes Vaterland,
Und schnitt dabei so groß auf, daß die Lügen
Manchmal die höchsten Thürme überstiegen.

Sobald Warin ein Stündchen sich ermüßigt,
Sucht den er auf und findet ihn bereit.
Recht gut, spricht der, wenn ihr sie mir verflüßigt,
Ich habe, sagt er, übervolle Zeit,
Sonst hat mein braves Weib sie mir versüßigt,
Sie schalt bei jeglicher Gelegenheit,
Bei ihr zu Hause, um mein stilles Denken,
Und weil ich zu viel spräche in den Schenken.

Nicht ohne Vorsicht führte nun Maluzzen
Warin bei Nacht in seine Wohnung ein,
Bemüht durch Furcht den Jungen zuzustutzen,
Um seiner Schweigsamkeit gewiß zu sein.
Bald wurd' er ihm vom allergrößten Nutzen,
Sei's daß er mit dem Kranken ihn allein
Zu Hause ließ, ihn pflegend zu bewachen,
Oder in andern häuslich nöth'gen Sachen.

Und was er that war in unläſt'ger Weiſe;
Dem Kranken bracht er einen weichen Sitz,
Hing ihm den Arm in's Band und führt ihn leiſe
Im Zimmer auf und ab; ſein muntrer Witz
Vertrieb die Zeit dem Jüngling wie dem Greiſe;
Genug er war zu allen Dingen nütz,
In Küch' und Haus, ging Vögel fangen, fiſchen,
Und hatte täglich neues aufzutiſchen.

Nun konnte ſich Warin vom Kranken trennen;
Mit Taſch' und Kutte wieder angethan
Durchwandelt' er die Dörfer und die Sennen,
Wo jedes Kind ihn kannt' und lieb gewann.
Luſt war's zu ſehn, wie ſie entgegen rennen,
Hier hing ein Knab' ihm, dort ein Mädchen an,
Die Alten ſtanden grüßend in den Thüren,
Gleich jeder wollt' ihn in die Hütte führen.

Faſt allen hatt' er Gutes ſchon geſpendet,
Dem kein Bedrängter ohne Hoffnung naht;
Manch Unheil hatt' er ihnen abgewendet,
Jenem als Arzt und dem mit gutem Rath.
Er galt ein Heiliger von Gott geſendet,
Und war von Gott geſendet in der That:
Wer Hülfe bringt dem, den die Noth bedrohte,
Gilt ihm mit ganzem Recht ein Himmelsbote.

Wenn sonst die Senner mitzunehmen baten,
Hatt' er Geschenk' und Lohn stets abgewehrt,
Jetzt nahm er, wenn sie ihm entgegen traten,
Von Herzen dankbar, was ihm ward beschеert.
Sonst hatt' er nur sich selber zu berathen,
Jetzt ward sein Vorrath dreifach angezehrt,
Drum trug er gern zu Haus, um dort aufs Beste
Zu nähren und zu laben seine Gäste.

Auch stand manch schönes Eigenthum in Frage,
Das nutzlos dalag auf dem Feld der Schlacht;
Warin vermeinte, daß es nicht verschlage,
Wenn er sich Herrn von vielen Dingen macht,
Die er sich holte bald am andern Tage.
Manch Treffliches ward so herangebracht,
Was Andre, ohne bessres Recht zum nehmen,
Sonst sich zu holen auch nicht würden schämen.

Der Vorrath aus des Esels vollen Körben
Half der Genesung Gebhards ganz gewiß,
Der Wein von Bordeaux durfte nicht verderben,
Noch was sich Gutes sonst drinn finden ließ.
Auch von den Kleidern setzt' er ihn zum Erben,
Wie sein gewählter Anzug klar erwies,
Der leicht und weich, gesteppt mit warmen Watten,
Im Sonnenbrand nicht drückt' und schützt' im Schatten.

Ich habe wohl nicht nöthig erst zu sagen,
Daß sich Warin Gebharden streng verhüllt,
Und daß er ihm auf seine Dankesfragen
Nur als der fromme Bruder Martin gilt,
Der sich aus Neigung hier der Welt entschlagen.
Auch Gebhard war behutsam, nicht gewillt,
Sich ohne Vorsicht gleich zu offenbaren,
Doch hatte schon Warin genug erfahren.

Er läßt ihn gelten für den deutschen Ritter,
Den jüngsten Sohn aus einem armen Haus,
Der aufzusammeln Glücks- und Gnadensplitter
Mit seinem Kaiser zog zu Kampf und Strauß.
So hob er sicherer des Helmes Gitter,
Als fordert' er zur Lüftung ihn heraus;
Weil nie Warin zu zweifeln sich erlaubte,
Verrieth mehr Gebhard, als er arglos glaubte.

Wie es dem kleinen Vogel, dem die Schwingen
Allmählig an zuwachsen fangen, nun
Wenn draußen Sonnenschein und lustig Singen
Den Wald erfüllt, nicht mehr erlaubt zu ruhn,
Erst auf die Zweige, die sein Nest umschlingen,
Dann einen immer weitern Flug zu thun,
So Gebhard, der zuerst blos vor die Hütte,
Dann immer weiter wandte seine Schritte.

Die Hütte lag am Fuß von niedern Hügeln,
Ganz hinter dichtem Buchenlaub versteckt.
Im weitern Umkreis rings umher umflügeln
Sie hohe Berge stets von Schnee bedeckt,
Die sich im kleinen See gefällig spiegeln,
Der durch des Thales Mitte sich erstreckt;
Die Ufer runden sich zu schönen Bogen,
Fast überall mit üpp'gem Schilf umzogen.

Zu diesem von der Welt geschiednen Raume
Führt nur ein schmal versteckter Fußpfad ein,
An eines Abgrunds allerhöchstem Saume,
Wo nicht dem Zweiten mag begegnet sein.
Tief unten mit hochaufgekochtem Schaume,
Kaum dringt das Licht des Tages dort hinein,
Stürzt sich ein Strom, durch heulend dumpfes Brüllen
Mit Angst und Graus den Wandrer zu erfüllen.

Wenn nun Warin, welchem mit jedem Tage
Wenn möglich noch der Jüngling theurer wird,
Ins ferne Dorf zu seines Esels Plage
Auf unwegsam beschwerten Pfaden irrt,
Dann schwärmt sein Gast, gelockt vom süßen Schlage
Der Nachtigall, die ihm den Busen rührt,
Um dieses Weihers klare Silberwellen,
Die sanft im Wind sich kräuseln, glätten, schwellen.

Er ruht am Ufer auf bemoostem Steine,
Der in die Welle weit hinüber springt,
Bald blickt er auf des Wassers klare Reine,
Durch die sein Auge bis zum Boden dringt,
Bald aufwärts wo im rothen Abendscheine
Der Schnee auf Wolkengipfeln glüht, und sinkt,
Wenn lind die Luft in Gras und Blumen flüstert,
In süße Träume bis der Abend düstert.

Wem kränzt die Zeit das Haupt mit Silberflocken,
Der nicht der Jugend denkt mit süßem Gram,
Wo rings die Luft erscholl von Zauberglocken,
Die so verständlich noch sein Ohr vernahm?
Aus jedem Busch klang Nachtigallenlocken,
Und jeder bunte Vogel war so zahm
Und sah so klug von seinem Zweig hernieder,
Daß nickten wir ihm grüßend, nickt er wieder.

Noch ließ kein Wunsch sich in die Fessel binden,
Die Phantasie erkannte kein Gebot,
Was wir geträumt, es war gewiß zu finden,
Zur Lust ward jede selbstgeschaffne Noth;
Aus Sternen konnten wir uns Kränze winden,
Uns lagern in das goldne Morgenroth,
Noch hatte jede Wolke goldne Säume,
Und holde Mährchen waren unsre Träume.

An jeder Quelle lauschten Elf und Fee'en,
Und jede Blume war ein schönes Kind;
Sie zischelten, wir glaubten's zu verstehen,
Einander sich in's Ohr, wie Kinder sind.
Die Luft kam auch und flüsterte im Wehen,
Nun nickt' ein Blümchen hier, eins da geschwind,
Sie sah'n uns an, leichtfertig und mit Lachen,
Als wollten sie sich mit uns lustig machen.

Doch plötzlich lugt der Zaubrer aus der Höhle,
Ein böser Zwerg, scheelblickend, voll Verdacht,
Die Blumen stehn erschrocken still, als zähle
Keine bis Drei. Der grimmige bewacht
Ein schönes Kind und daß es keiner stehle,
Hat er unlöslich Zauberwerk vollbracht.
Uns aber hat die Mutter Fee ersehen,
Durch uns nur kann die Lösung vor sich gehen.

Ein feurig Roß verehrte sie zum Streite,
Und Helm und Harnisch, ein gefeites Schwert,
Ein Wunderhorn hing golden von der Seite,
Ein nie erschöpfter Beutel ward beschëert,
Und Ritter Hans stürmt muthig in die Weite,
Weh jeder Hecke, die den Durchgang wehrt!
Denn überall wird höchster Muth bewiesen
An Ungeheuern, Drachen oder Riesen.

Bald muß der Zaubrer um sein Leben bitten,
Die schöne Beute wird des Siegers Lohn;
Sie hat so viel gebangt, so viel gelitten,
Nun — tröstet sie der junge Königssohn!
Das ist er. Als ein Kind trug ihn inmitten
Aus seines Vaters Schloß die Fee davon:
Weil seine Wunderkraft ihr klar gewesen,
Hat sie zu ihrem Kämpen ihn erlesen.

So träumen wir. Da schwankt das Roß, verloren
Auf Einmal ist das feeenhafte Glück!
Der böse Zaubrer, wider uns verschworen,
Bereitete dies tückische Geschick:
Der Balken stürzt, den wir zum Roß erkoren,
Mit ihm stürzt Schloß, Braut, Fee in's Nichts zurück;
Vom schönen Traum ist nichts zurück geblieben,
Als heißes Sehnen, Seufzen, Hoffen, Lieben.

So wird der Knab' ein Jüngling, und die Straße,
Die sonst der Schauplatz seiner Spiele war,
Wird ihm verhaßt, verhaßt der Lärm der Masse,
Geflohen selbst der Freunde frohe Schaar;
Er ruht im Hain, am Bach, im hohen Grase,
Er seufzt, er weint von jeder Hoffnung baar,
Daß sich ein Glück ihm jemals werd' erfüllen,
Wie er es meint, doch keinem kann enthüllen.

Doch gar nicht lang', so kommt er sich zu zeigen
Der Sehnsucht ungekannter Gegenstand.
Der Abend winkt, der Jüngling steht am Reigen,
Der auf dem Plan sich um die Linde wand;
Versunken steht er und in trübem Schweigen,
Weil an der Lust er kein Vergnügen fand,
Da sieht er Lili still sich seitwärts stehlen,
Ihr Auge sagt's, auch ihr muß etwas fehlen.

Er blickt zu ihr, sie blickt zu ihm hinüber,
Sie weiß es nicht, wie plötzlich ihr geschehn?
Ihr thränenglänzend Auge glüht im Fieber,
Ihr Busen bebt, ihr ist wie zum vergehn.
Sie will entfliehn und dennoch bleibt sie lieber,
Da sie ihn sieht an ihrer Seite stehn;
„Sie ist's" ruft's ihm, „Er ist's" hallt's in ihr wieder,
Und beide sehn erröthend vor sich nieder.

O du, der jungen Neigung erstes Flammen,
Du süße Täuschung, wollustvoller Schmerz!
Häuft alles Glück der Erde hoch zusammen,
Kein Glück erfüllt wie dieses Glück das Herz.
O Zeit, wo goldne Lichter uns umschwammen!
Wo noch das Leben lacht' in Freud' und Scherz!
Wer ließe nicht, kämst du zum Wiederkehren,
Vom holden Wahn noch einmal sich bethören!

Daß ewig doch der Flor das Aug' umwände,
Durch den das Leben rosig auf uns lacht!
Die süße Täuschung nimmer uns entschwände,
Die uns so ganz und götterseelig macht!
Doch die Begier erhebt die heißen Hände,
Die keusche Flamm' erlischt, die Gluth erwacht,
Hernieder in den Staub muß was wir lieben;
So bleibt das Weib, die Göttin wird vertrieben.

Auch Gebhards Herz war voll von jenem Sehnen,
Des Lebensfrühlings unbegriffnem Drang,
Sein Ohr berührt von fernen Glockentönen
Und unverstanden lieblichem Gesang;
Sein Aug' erfüllte sich mit süßen Thränen,
Im Busen ward so weh ihm und so bang,
Er sah den Zug der Wolken und der Sterne,
Und möcht' hinauf in ihre blaue Ferne.

Die Sonne stand schon auf der höchsten Höhe,
Von der sie ihren Strahlenkranz vertheilt;
Warin war wieder, wie so oft und ehe,
Mit seinem Thier zu Thal hinab geeilt,
Und Gebhard fand sich in des Seees Nähe,
Weil träumend er am liebsten dort verweilt,
Und weil der Mittag drückte zum Ermatten,
So streckt' er schlummernd sich in Gras und Schatten.

So muß, wie er, die Blüthe Träume haben,
Die in der Maienknospe halb versteckt,
Schlaftrunken ruht. Des Duftes süße Gaben
Sind noch gebunden, aber plötzlich weckt
Des Regens Thau den weißen Blüthenknaben,
Er sieht die Schwesterblüthe und bedeckt
Mit zartem Roth entzückt die bleichen Wangen,
Und duftet Sehnsucht, glühendes Verlangen.

Er träumt, drei Schwäne kämen hoch geflogen,
Hoch wo des Auges Sehkraft sich begrenzt,
Umkreiseten den See in weiten Bogen,
Auf Flügeln wie der Schnee auf Bergen glänzt.
Und immer tiefer kamen sie gezogen,
Bis sie verschwanden, wo mit Schilf umkränzt
Des Weihers Ufer sich dem Blick verstecken.
Er späht uud lugt, doch kann sie nicht entdecken.

Auf einmal aber, wo er sie verloren,
Bewegt am Ufer sich der junge Hain,
Die Zweige beugen sich und in den Rohren
Am Strand muß sicher was lebend'ges sein.
Ein leises Kichern trifft an seine Ohren,
Und plötzlich rauscht es in den See hinein,
Wie wenn sich Badende, den Frost zu kürzen,
Gleich ganzen Körpers in die Fluthen stürzen.

Er träumt nicht mehr, doch wie in bunten Bildern
Ein Traum sich wechselnd vor die Seele schiebt,
Bald sie in's Regellose läßt verwildern,
Daß kein Zusammenhang, noch Halt sich giebt,
Bald lieblicher das Liebliche zu schildern
Mit täuschend naher Wahrheit Zauber übt,
So ihm. Doch nein! der Wirklichkeit Gestalten
Sind diese nicht, ein Traum muß ihn umwalten.

Denn wie im Traum aus einem dürren Stabe
Dem Träumenden die Lilie erblüht,
Und beugt er sich, daß ihn ihr Düften labe,
Ein holdes Antlitz ihm entgegen glüht,
Das mit der Reize wundervoller Gabe
Unwiderstehlich fest ihn an sich zieht,
So wandelten sich hier die Schwangefieder
In eines Weibes schöngeformte Glieder.

Die Wellen theilen sich und schüchtern, leise
Taucht erst ein schönes Mädchenhaupt empor,
Ein Nacken kommt von Marmorglätt' und Weiße,
Die Achsel dann, ein runder Arm hervor,
Ein glänzend Haar, gelockt in dunkle Kreise,
Umgiebt den schönen Körper wie ein Flor,
Und wär das Wasser nur so tief gefallen,
Man säh es bis zum Knöchel niederwallen.

Dicht neben dieser zeigt sich eine zweite,
Taucht eine dritt' empor ganz nahe bei;
Der Glieder schlanke Fülle läßt im Streite,
Welche der Mädchen hier die schönste sei.
Der See umspült frohlockend seine Beute,
Hier schließt er gierig ein, dort läßt er frei,
Und wie sie Hand in Hand dem Ufer nahten,
Wer wüßte sich vor Staunen da zu rathen!

Der Träumer sieht sie her und wieder schweifen,
Umschlungen bald, bald jede frei allein;
Die eine flieht, die andern haschen, greifen
Und spritzen schäkernd Wasser hinterdrein.
Die Wellen schäkern mit und wiegen, streifen
Hier eine Achsel, dort ein zierlich Bein,
Die eine gleitet und die andern lachen,
Ganz wie es Kinder, die sich baden, machen.

Gleichwie der nächtge Wandler, wenn die Helle
Des Mondes aus erfüllter Scheibe bricht,
Vom Bett sich still erhebt und aus der Zelle
Sehnsüchtig fortschleicht nach dem schönen Licht,
Bis zu dem First, des Hauses höchster Stelle,
Mit Monde-zugewendetem Gesicht
Hinaufklimmt, und bei seines Handelns Wahrheit
Nichts weiß von sich, noch von des Mondes Klarheit;

So hebt auch hier dem schönen Bild entgegen
Der Jüngling ein' und dann die andre Hand,
Die weiten Augen, die sich kaum noch regen,
Der zaubrischen Erscheinung zugewandt.
Wie tappend arme Blinde sich bewegen,
Geführt an eines treuen Hundes Band,
So ist er an des Teiches Rand gekommen,
Er weis nicht wie, er hat's nicht wahr genommen.

Er beugt die Zweige, die ihn rings beschränkten,
Mit leisem Drucke da und dort zurück,
Und während jene unbelauscht sich denken,
Vergeht der Späher vor geheimem Glück.
Wie sie im Strom sich heben und versenken,
Weilt kühner oder schüchterner sein Blick,
Bald sind sie näher, bald ihm abgewendet,
Vom holden Wunder steht er wie geblendet.

Jetzt schlingen zwei die dritt' in ihre Arme,
Und heben sie und tragen sie empor,
Mit feuchten Gliedern schwebt die Lebenswarme,
Wehrend, mit bittendem Gekreisch hervor;
Sie schreit, sie zappelt, schlingt die weißen Arme,
Bis sich ihr Ton in's Weinen fast verlor,
Um jener Haupt, die nun sie fliehend lassen,
Und rächend bringt sie nach, auch sie zu fassen.

Er hört sie sprechen, aber eine Sprache —
Wer spricht sie nach? so lieblich und so fein!
Er schwöre, wenn er gleich kein Mann vom Fache,
Es müss' etwa die Feeensprache sein.
Zum mindesten ist ausgemachte Sache,
Es ist kein Deutsch, kein Maurisch, noch Latein.
Und diese Stimmchen sind so lieb, so kindlich,
Und voll von Wohllaut süß und unergründlich.

Jetzt, weil die andern fern vom Ufer ziehen,
Weilt ruhig Eine spähend ganz allein,
Und zu erkennen scheint sie sich zu mühen,
Woher das Laub sich regt im Erlenhain.
Er weiß nicht, soll er bleiben oder fliehen?
Er fühlt des Lauschers Schaam, der Sehnsucht Pein,
Und wie sie forschend immer näher schreitet,
Dringt er hervor, die Arme ausgebreitet.

Wie wenn ein Blitz aus heitrem Himmel plötzlich,
Den Baum zerschmetternd an uns niederfährt,
Wir sprachlos dastehn, starr, betäubt, entsetzlich
Den Schreckensblick der Flamme zugekehrt,
Die, still und ruhig flackernd, sich ergötzlich
Vom trocknen Mark des greisen Stammes nährt,
Steht jene da mit zitternd schwanken Knieen,
Laut schreit sie auf und will entsetzt entfliehen.

Sie stürzt sich rückwärts in den Schutz der Wogen,
Und theilt die Fluth mit kunstgerechtem Arm;
Die Andern von dem Schrei herbeigezogen,
Den Blick zurückgekehrt voll Schreck und Harm,
Entfliehn ihr nach. Er steht weit vorgebogen,
Auf Stirn und Wangen wechselt Kalt und Warm,
Er weiß es nicht, was mit ihm ist geschehen,
Er glüht vor Schaam und will vor Lust vergehen.

Er sieht die Schilfe wieder sich bewegen,
Hört wie das Rohr am Ufer bricht und knickt,
Sieht drüben sich die dichten Sträucher regen,
Wie fern und ferner Kron' um Krone nickt,
Und neiget still das Haupt der Brust entgegen,
Die Hände schmerzlich vor die Stirn gedrückt.
So steht er lang' als müss' er sich besinnen,
Um der Gedanken Klarheit zu gewinnen.

Und wie er wieder wagt den Blick zu heben,
Da ist der See still, glatt und ungetrübt;
Schon will er zweifeln, ob es Traum, ob Leben,
Was wie ein holdes Mährchen sich begiebt,
Da sieht er die drei Schwäne scheu entschweben,
In eil'ger Flucht den einen fluggeübt
Schon weit voraus, die andern noch zurücke,
Und wie er wähnt mit rückgekehrtem Blicke.

In halbem Wachen wie vom Geist verlassen,
Stand Gebhard sinnend und betroffen da,
Er wußte das Gescheh'ne nicht zu fassen,
Ein Bild nur war ihm, Ein Gedanke nah'.
Der Abend kam, die Sonne wollt' erblassen,
Er träumt' und träumte wieder was er sah;
Was gelten ihm die Zeiten und die Räume,
Die Nacht belebt, sie stört nicht seine Träume. —

Warin, der längst schon war nach Haus gekommen,
Verwundert sich, wo Gebhard heute weilt.
Maluzz gesteht, es sei ihm sehr beklommen,
Der Ritter sei noch lange nicht geheilt,
Wie leicht, daß er ein Unglück wo genommen!
Längst wär' er ihn zu suchen fortgeeilt,
Nur könn' er doch das Haus nicht ledig lassen,
Suchend des Herren Rückkehr zu verpassen.

Besorgt ließ sich Warin den Weg beschreiben,
Den jener nahm, und eilt mit scharfem Blick
Umschauend fort; Maluzz mag warten bleiben,
In Kurzem sei er wiederum zurück.
Und in der That, bald unter alten Eiben,
Träum'risch versunken in sein schmerzlich Glück,
Sah er Gebharden bei der Wellen Blitzen
Im Mondschein an des Weihers Ufer sitzen.

Gebhard erschrack, wie durch die Bäume leise
Er kommen hört die heldische Gestalt,
Er sprang empor, küßte die Hand dem Greise,
Der freundlich sein gefährlich Treiben schalt,
Und stottert' etwas zu des Mondes Preise,
Doch kann sich kaum ermuntern mit Gewalt,
Um dennoch wieder bald darauf von neuen
Anheim zu fallen seinen Träumereien.

Warin erzählte viel von Kampf und Streite,
Was aber kümmerts ihn, wovon er spricht,
Er geht verzückt und still an seiner Seite,
Und was auch jener sagt, er hört es nicht.
Er träumt und sieht beseeligt in die Weite,
Und wacht er auf aus seinem Traumgesicht,
Dann unerwartet seufzt er tief, verklungen,
Und denkt des Schrei's, der ihm in's Herz gedrungen.

Erzählungen, die sonst die Muße würzen,
Sind heute wenig nach Gebhardens Sinn,
Kein Knoten heitrer Rede will sich schürzen,
Und unerfreulich geht der Abend hin.
Mild sucht Warin den lästigen zu kürzen,
Und hält ein frühes Lager für Gewinn;
Er räth es nicht, was Gebhard's Blick befeuchtet,
Ob Freud', ob Schmerz ihm durch die Augen leuchtet.

Doch ist Warin kaum fort am andern Morgen,
Als auch der Ritter schon zum Weiher eilt;
Am Ufer hält er sorgsam sich verborgen
Und hofft und harrt, daß sich die Woge theilt.
Rasch wechseln ihm im Busen Glück und Sorgen,
Es schweigt, er seufzt, — es rauscht, er bebt und weilt;
Schon ruht der See in abendlichen Schatten,
Doch seine Hoffnung will noch kaum ermatten.

Und wenn dann Licht und Dämmrung sich vermalen,
Und täuschender die Täuschung ihn umflicht,
Und kommt der Mond mit seinen Silberstrahlen
Langsam herauf, das stille blasse Licht,
Dann mehren tausendfach sich seine Qualen,
All überall ist sie's und ist es nicht;
Hier knarrt ein Baum, dort kräuselt sich die Welle,
Hier rauscht das Rohr — er lauscht nach jeder Stelle.

Vergebnes Harr'n! er muß sich überzeugen,
Er sei ein Spiel der eignen Phantasie,
Die Nacht beharrt in ungestörtem Schweigen,
Und ihn ergreift ein Schmerz, wie eh' noch nie.
Er läßt sein Haupt sich still zur Erde neigen,
Er zürnt dem Schicksal, ach! und zürnt auf sie;
Sein Blick erglänzt von schwer verhalt'nem Weinen,
So weich stimmt ihn des Mondes bleiches Scheinen.

Dann schleicht er hoffnungslos zur engen Zelle,
Wo er ermattet auf das Lager sinkt,
Verweint die Nacht bis neue Tageshelle
Ihm neue Hoffnung, neues Leben winkt;
Er eilt hinaus und weilt an alter Stelle,
Bis ihn der Abend stumm zurücke bringt.
So treibt er's heut und morgen, alle Tage,
Und schüttelt still das Haupt auf jede Frage.

Warinen ward des Jünglings Stand bedenklich,
Weil er ihn täglich bläßer werden sieht;
Er sucht ihn auszuforschen, fein, verfänglich,
Doch immer war er noch umsonst bemüht.
Er findet ihn wehmüthig überschwenglich,
Aengstlich beflissen wie er sich entzieht;
Er aber will und muß dahinter kommen,
Und seine Pläne sind bereits genommen.

Er zäumt den Esel und erklimmt die Höhen,
Und kehrt zurück, da Gebhard es nicht denkt;
Schon sah er ihn zum See hinunter gehen,
Wohin auch er geheime Schritte lenkt.
Er sieht den Tag lang ihn am Ufer stehen,
Die Luft durchspähen, die ihn blau umfängt,
Und rechnet und die Jahreszeiten passen,
Da sich die Schwäne pflegen seh'n zu lassen.

Warin erschrickt, es kennt auch er die Schwäne
Nur all zu gut. So war es ihm nicht schwer,
Zu deuten seines Freundes stille Thräne.
Auch hat er in der Nacht ein fein Gehör;
Manch Seufzen, manch halb unterdrückt Gestöhne,
Löst ihm der Krankheit Räthsel mehr und mehr:
Nicht Sehnsucht ist's nach Eltern und Geschwistern,
Es ist der Liebe lockend süßes Flüstern.

Wenn sonst Warin Gebharden neue Kunde
Von Karln gebracht und seiner Heere Stand,
Dann hing Gebhard an seines Schützers Munde,
Ganz Feuer und von Thatengluth entbrannt.
Am allerliebsten hätt' er sich zur Stunde
Noch neuer Kriegesarbeit zugewandt;
Es schien ihm Schmach, sich ruhig zu verhalten,
Wenn Andre ruhmvoll Feindesköpfe spalten.

Dann war Warin bemüht ihm vorzuführen,
Ein solcher Rath sei noch zu früh gefaßt,
Er werde sein gestecktes Ziel verlieren,
Geh er hinweg mit allzu großer Hast;
Erst müß' er seine vollen Kräfte spüren,
Für ihn zu schwer sei noch der Waffen Last,
Wenn's Zeit sein werde, woll' er's nicht bestreiten,
Und selbst zum Heer des Kaisers ihn geleiten.

Doch wie er sonst zu hemmen war beflissen,
Jetzt, weil kein andres Mittel übrig bleibt,
Wie sehr er, wenn er fort, ihn wird vermissen,
Jetzt sinnt er einzig, wie er ihn vertreibt.
In das Geräusch des Lebens fortgerissen
Wird Gebhards stiller Gram vielleicht betäubt,
Ein thatreich Leben, glaubt er, könn' ihn heilen,
Und darum soll er länger nicht verweilen.

Fein spielte sich Warin auf große Thaten,
Und pries das Heldenthum mit allem Fleiß,
Doch immer, wenn sie diesem Ziele nahten,
Ward Gebhard stumm, verstimmt und kalt wie Eis.
Warin, der kaum mehr wußte sich zu rathen,
Mit schwerem Herzen muß der gute Greis,
Kann es auf andre Weise nicht gelingen,
Ungastlich sich verstehn zu offnem Dringen.

Doch Gebhard schwieg und schlug die Blicke nieder,
Glühte vor Scham und blieb doch wie vorher,
Heut wollt' er gehn und morgen reut's ihn wieder,
Es nützt und fruchtet keine Mahnung mehr.
Singt täglich nun Warin die alten Lieder,
So werden sie dem Ritter zur Beschwer,
Der allerbestgemeinte Rath auf Erden
Kann, ewig wiederholt, sehr lästig werden.

Auch hielt Warin nicht viel vom Mahnunggeben,
Wo Leidenschaft die vollen Seegel spannt;
Ihr hilft kein Rath, sie hemmt kein Widerstreben.
Wer jenseits nur sieht seines Glückes Land,
Wen seiner Sehnsucht Täuschungen umschweben,
Der stürzt sich kühn hinab vom sichern Strand
In's wildste Meer; da hilft kein rückwärts winken,
Hinüber will er oder will ertrinken.

Doch hat der Arzt, der den gefährlich Kranken
Bald rettungslos und schon verloren sieht,
Noch einen Saft, den bis zum letzten Schwanken
Die Vorsicht zögernd aufzusparen rieth;
Der Trank führt mit dem Tode in die Schranken,
Und keiner weiß es, eh der Kampf entschied,
Ob neu danach das Leben wird erblühen,
Ob es so schneller nur sich wird entziehen.

Und auf ein solches Mittel denkt der Alte,
Weil keins von allen andern mehr verfängt;
Ob es sich schlimm, ob heilsam sich entfalte,
Hängt vom Geschick und dem ab, der es lenkt.
Daß er es zögernd noch zurücke halte,
Dazu ist länger keine Zeit geschenkt.
Der See übt Zauber; wer nicht bald kann fliehen,
Den wird er ewig lockend an sich ziehen.

Den Weg zum Ziele will er lieber lehren,
Als daß er ihn unthätig sieht vergehn,
Als daß er ihn an Träumen sich verzehren
Und taglang harrend sieht am Ufer stehn.
Jedwede Hoffnung will er ihm zerstören,
Daß er die Wunder, die er hier gesehn,
Zum zweiten Mal an diesem Fleck der Erde
In langen Jahren wieder sehen werde.

Längst hatte Gebhard durch des Thales Runde
Geforscht, in Felsenschlucht und dichtem Wald,
Ob irgend in geheim entlegnem Grunde
Ein Haus versteckt, ein stiller Aufenthalt
Der Menschen sei. Doch bis zu dieser Stunde,
So weit er späht, so lang er sucht und wallt,
War nichts zu finden, was in schöner Wildniß
Der Menschen Hand verrieth und ihr Gebildniß.

So mußt' er wohl zur alten Meinung kehren,
Die er schon erst so lieb, doch seltsam fand,
Daß diese Mädchen Fee'nmädchen wären,
Die in der Schwäne schneeigem Gewand
Die Luft durchstreifen können nach Begehren.
Was hätt' er nicht als möglich anerkannt!
Der Glaube nährte seine schönsten Träume,
Verwischend alle Fernen, alle Räume.

Warum auch sollt' er keine Wunder glauben,
Da dieses Wunders Glaub' ihn so beglückt?
Wer, wenn's ein Wahn, mag ihn des Wahn's berauben,
Der seine Seele namenlos entzückt?
Der Denker mag den Zweifel sich erlauben,
Wer liebt ist Dichter und der Welt entrückt,
Doch in den Träumen, die er sich ersonnen,
Wie unter Blumen quillt der Wahrheit Bronnen.

So hörtest Du von jenem Schwangeschlechte,
O Königin, das in der alten Zeit
Der Zweige reiche, fürstliche Geflechte
Durch Deutschlands edle Häuser weit und breit
Geschlungen hat. Viel schöne Mährchen möchte
Ich davon singen, doch es führt zu weit;
Nur eines einz'gen würd' ich gern gedenken,
Wolltest Du huldreich Dein Gehör mir schenken.

Auf Hohenschwangau, wenn man vom Portale
Zum Erker aufstieg und dem platten Dach,
Mit trunknem Blick zu wiederholtem Male
Die Auen, Haine, Berge, mannichfach,
Des Anblicks Zaubermischung, See'en, Thale
Nun hat durchschweift, tritt man in ein Gemach:
Quaglio's und Neher's geistgeführte Hände
Schmückten mit reicher Kunst des Zimmers Wände.

Zur Rechten sieht man einen Jüngling stehen,
Zum letzten Gruß des Abschieds im Begriff.
Die greisen königlichen Eltern flehen
Ihm Seegen, und ein schwangezognes Schiff
Soll mit des Rheines grünen Fluthen gehen.
Bald schwimmt er hin an manchem falschen Riff,
Und kommt dann, wie in weitern treuen Bildern
Die schönen Wände seine Thaten schildern.

Der König, den man sieht die Krone tragen,
Von Lillefort, war König Oriant,
Der in der Jugend schönen Blüthentagen
Ein Weib auf wunderbare Weise fand.
Einst ging er in den Wald hinaus zu jagen,
Und hatte manchen Speer bereits versandt,
Als eine weiße Hindin über'm Wege
Erschien und dann davonsprang in's Gehege.

Rasch flog er nach. Sein Roß stand angebunden,
Er nahm es los zu binden kaum sich Zeit,
Dem Thiere folgend mit den guten Hunden
Ging's lustig durch des Waldes Einsamkeit.
Bald war es nah, bald wieder ihm entschwunden,
Schon sank der Tag, der Abend war nicht weit,
Und müd' und matt, ihm länger nach zu streichen,
Rief er die Bracken ab mit hellen Zeichen.

Auf grüner Wiese stand, gar mitten innen,
Ein breitgewipfelt hoher Eichenkreis;
Ein Brünnlein quoll mit leisem raschen Rinnen
Daraus hervor und spielte mit dem Reis
Der Blum' am Ufer. Ruhe zu gewinnen
Streckte der Jüngling athemlos und heiß
Am kühlen Quell sich nieder auf die Wiese;
Die Meute lag erschöpft um seine Füße.

So lag und sah er, wie die Sonne schleichend
Die Stämm' empor bis in die Wipfel zog,
Und vor der Erde blauen Schatten weichend
Zuletzt nur noch den Bergwald überflog.
Da plötzlich trat, fast einer Göttin gleichend,
Ein schlankes Weib, wenn ihn kein Traum betrog,
Den Wald heraus mit Wehr, Geräth und Hunden,
Wie sie die edle Jägerin bekunden.

Gleich wittern sich die Hünd' und stürzen knurrend
Die hier, die dort durch's hohe Gras heran,
Schon stehn sie Brust an Brust und zeigen schnurrend,
Wie Kämpfer, erst einander sich den Zahn.
Da ruft die Frau, da droht der Herr, und murrend
Wird endlich dem Befehl Bescheid gethan,
Grimmig umwandeln sie der Herren Kniee,
Und halten Frieden nur mit Groll und Mühe.

Der Jüngling grüßt, jedoch die Magd mit Strenge
Fragt, wer ihm Recht in diesem Hag ertheilt,
Daß er mit blut'gem Speer das Wild bedränge,
Das unter ihrem Schutze weidend weilt.
Ihm ist, ob etwas ihn zur Demuth zwänge,
Weshalb beschämt er zu entschuld'gen eilt,
Daß er in einem Walde pirsch' und jage,
Der außer seinem Recht sei, ohne Frage.

Des Jagens Lust hab' ihn in eitler Hitze,
Er wisse selber nicht wohin geführt,
Noch aber habe seines Speeres Spitze,
Obwohl zu seiner Schmach, kein Thier berührt.
Wenn er gewußt, daß sie den Hag beschütze,
Hätt' er ihn nie zu seiner Jagd erkührt,
Doch woll' er wie ein Glück sein Unrecht preisen,
Das ihm des Waldes Herrin sollte weisen

Drauf bot er ihr mit freundlichem Bezeigen
Des Jagens Lust auf seinen Bergen an,
Beglückt sein würd' er, wenn sie wie ihr eigen
Ansähe seinen nachbarlichen Tann.
Und schließlich, sprach er zierlich mit Verneigen,
Da er durch sein Vergehn in ihrem Bann,
Bät' er, gelind die Straf' ihm abzuwägen,
Die er verschuldet ohne Ueberlegen.

Sie hatte noch bisher zu allen Zeiten
Mit stolzem Haß die Männer angesehn,
Die jedem Weibe Feindliches bereiten
Und meinen, keins könn' ihnen widerstehn.
Solch eitel Männerwähnen zu bestreiten,
Wollte sie ehlos durch das Leben gehn,
Und wo ihr einer würd' entgegen wandeln,
Mit Stolz und mit Verachtung ihn behandeln.

O Mädchentraum! Sie sah des Jünglings Schöne,
Mit demuthvollen Blicken stand er da,
Ihr schien, sie hörte nie so sanfte Töne,
Und wußte nicht, wie ihr dabei geschah.
Der schönste schien er aller Erdensöhne,
Und wie ihr Blick von ihm ereilt sich sah
Als sie in seinem Anblick stand verloren,
Da fühlte sie, auch sie sei Weib geboren.

Ja, wer wohl wäre, der sich unterwindet
Und der geheimnißvollen Macht entschlägt,
Die, wer weiß wie, das stille Herz entzündet
Und in die Brust den Keim der Neigung legt?
Aus des Geliebten erstem Blick verkündet
Ihr Schicksal sich, das sich heran bewegt.
So kommt ein Strom; wir stehn am Rand beklommen
Und sind gleich drauf weit mit hinweg genommen.

Dieselbe Macht, die aus des Himmels Höhe
Den Tropfen Thau zur jungen Rose zieht,
Dieselbe Macht, die aus der Erdennähe
Die Flamme zwingt, daß sie zum Himmel sprüht,
Dieselbe ist es, die mit Lust und Wehe
Das Herz erfüllt, der Liebe Flammen glüht.
Beatrix stand mit purpurrothen Wangen,
Und fühlte niegefühltes Glück und Bangen.

Er blickt empor, und siehet sie erglühen,
Des Busens Arbeit, wie sie bebt und wankt,
Wie sie sich wendet, wie sie will entfliehen,
Und kühn hält seine Hand die ihr' umspangt;
Es reißt ihn fort, vor ihr dahin zu knieen,
Er weiß nicht welch ein Zauber ihn umrankt,
Doch plötzlich fühlt er, Zorn in ihrem großen
Erhabnen Blick, sich kalt zurück gestoßen.

Was du im Irrthum fehltest, sei verziehen,
Und sei beglückt, daß du mich mild erfährst,
Flieh'! und es sei dein ernstliches Bemühen,
Daß nie mehr du des Haines Ruhe störst.
So sprach sie; und mit tiefem Schamerglühen,
Hart ist, erwiedert er, was du begehrst;
Darf nie mehr ich dich sehn, noch wiederkehren,
So mag ich auch das Leben gern entbehren.

Auch kannst du leicht mich fliehn und gehen heißen,
Ich fänd im Walde doch den Rückweg nicht;
Fremd bin ich und verirrt, den Weg zu weisen
Seh ich ringsum kein menschlich Angesicht.
So kannst du wohl dich heute milde preisen,
Denn sicher wird mir morgen mein Gericht,
Die Straf' ist nicht geschenkt und aufgehoben,
Peinvoller nur bis morgen mir verschoben.

So komm denn! spricht die Jungfrau mild, und schreitet
Den Weg vorauf und winkt dem Jüngling nach,
Der seines Rosses Gang am Zügel leitet
Und sich, ihr folgend, durch das Dickicht brach.
Doch als am Waldesrand der Blick sich weitet,
Hier siehe, sagt sie, was ich dir versprach,
Dort geht der Weg, auf dem in kurzen Stunden
Dein Schloß und deine Heimath wird gefunden.

Dann kehrt sie sich zum Gehen. Doch: O nimmer,
Nicht ohne Abschied, ruft er, gehst du fort.
So lebe wohl, spricht sie. Doch nicht für immer,
Fleht er, vergönne mir darauf dein Wort.
Sie schweigt und sinnt, es lacht des Mondes Schimmer
Durch grünes Laub, so heimlich ist der Ort,
Sie reicht die Hand ihm dar, und in die Arme
Schlingt er beherzt die zögernd Liebeswarme.

Verbirg in deines Zeltes grüne Stille,
Du treuverschwiegnes, mondumspieltes Laub,
Des höchsten Glückes unermeßne Fülle,
Des ersten Kusses flüchtig süßen Raub.
Durch ihrer Wimpern tiefgesenkte Hülle
Fließt eine Thräne langsam in den Staub,
Die Wangen glühn, die heißen Lippen beben,
Und dulden still mit süßem Widerstreben.

Nun trafen sie sich täglich an der Quelle
Und fröhlich ward der bunte Hain durchstreift;
Die Rosse schnaufen, weil mit Windesschnelle
Die Meute auf der Spur des Wildes schweift.
Die Doggen zausen sich nicht mehr die Felle,
Ihr freundlich zugethan, untrennbar läuft
Jetzt Flint mit Lady, Merry mit Alziren,
Und Lord bemüht sich zärtlich um Zemiren.

Wenn die Gebieter dann am Abend rasten,
Am Waldesrand, den man zum Sitz erkor,
Dann kommt Mylord und tappt mit zartem Tasten
Zemirens Kopf und spielt mit ihrem Ohr.
Und springt sie fort, dann geht's mit Windeshasten
Ihr nach bis sich die fernste Spur verlor;
Im reifen Korn nur sieht man bei dem Jagen
Die Halme wogen und zusammenschlagen.

Inzwischen sitzt, von ihrer Schönheit trunken,
Bei Beatricen Oriant entzückt,
In ihrem Anblick seelig und versunken,
Die lächelnd glücklich auf ihn niederblickt.
Aus seinen Augen sprühen Flamm' und Funken,
Er sucht die Hand, die neckend sich entrückt,
Damit er mit so feuervollern Küssen
Sie überdecke, die er mußte missen.

Doch wenn er dann mit weichen Liebesklagen
Sie anfleht, ihm zu folgen zum Altar,
Dann scheint ein Gram an ihrer Brust zu nagen,
Dann schwebt auf ihrem Antlitz, lieb und klar,
Ein tiefer Zug des Schmerzes, nicht zu sagen;
Dann reicht sie wehmuthvoll die Hand ihm dar,
Nie, spricht sie seufzend, darf ich sein dein eigen,
Dein Unglück wär's, und sinkt in banges Schweigen.

Doch wie er immer wieder fleht und ringet,
Da senkt sie überwunden einst das Haupt;
Weil mich der Liebe Macht wie dich bezwinget,
Wohl! spricht sie, dein zu sein ist mir erlaubt,
Doch ist der Bund gefahrvoll und bedinget;
Leicht wird dein Glück und meines mir geraubt,
Ein fremd Gesetz beherrscht mich, nicht zu meiden,
Verletztest du's, ich müßt' auf Ewig scheiden.

11

Ja elf der Monden könnt' ich bei dir weilen,
Den zwölften aber müßt' ich von dir sein,
Du darfst nicht späh'n, wohin ich mag enteilen,
Und andern Spähern auch dein Ohr nicht leih'n.
Nur wenn ich so darf meine Zeit vertheilen,
Dann bin ich dein, dann schlag' ich freudig ein;
Doch komm' ich dann, mich wieder dir zu zeigen,
Dann frage nicht und laß mich ruhig schweigen.

Auch würde bald der Lästrer sich erfrechen,
Und schmerzen muß dich, was er listig spricht;
Von meiner dunklen Herkunft wird er sprechen,
Von deinem Glanz und deiner Herrscherpflicht, —
Verschwiegen muß ich sein und darf nicht brechen
Was ein Geheimniß ist, drum frage nicht;
Schlimm werden sie viel Schlimmes von mir sagen,
Und du darfst nichts entgegnen ihren Klagen.

Nun prüfe dich und deines Herzens Schwingung,
Ob du die Forderung erfüllen kannst.
Viel Kraft gehört dazu, viel Selbstbezwingung,
Daß du der Zweifel leisesten verbannst.
Mich nie zu fragen, das ist die Bedingung,
Durch die du mich die Liebende gewannst;
Denn würdest du nur Einmal zweifelnd fragen,
Der letzte wär's von unsers Glückes Tagen.

Und Oriant in seines Herzens Neigung
Hört nur von allem, daß sie sich ergiebt;
Was fragt, wer liebt, nach fürstlicher Erzeugung,
Verschwunden ist was noch sein Glück getrübt,
Und bald empfängt mit ehrender Verbeugung,
In der Verstellung Kunst von früh geübt,
Der Hof von Lillefort mit Festesglanze
Die junge Königin im Mirthenkranze.

Es zeigt nicht jeder, der im Innern wüthet,
Auch äußerlich den tiefgenährten Groll;
Gar mancher gab, der schon Verderben brütet,
Der jungen Königin den Ehrenzoll,
Nur weil es ihm die Klugheit so gebietet.
Die Stolzesten jedoch stehn ingrimmvoll,
Von weiten, stumm, mit höhnisch scheelen Blicken,
Entschlossen nie sich vor der Magd zu bücken.

Vor allen andern schmerzlich war getroffen
Des Königs alte Mutter, Matabrun.
Des Sohnes Herz, stets ihren Wünschen offen,
Nach ihrem kleinsten Wink gewöhnt zu thun,
War plötzlich ihr entrissen ohne Hoffen.
Auf Zauberkünsten konnt' es nur beruhn,
Wenn Oriant, auf stolzem Thron geboren,
Sich schmachvoll an die Niedrigkeit verloren.

Ergrimmt und mit hochmüthigem Beginnen
Versagte sie der Kön'gin was gebührt.
Doch diese jugendlich, rasch im Besinnen,
Die zum Erdulden wenig Neigung spürt,
Fühlt sich im Recht, sich Achtung zu gewinnen.
So heftig ward der Frauen Streit geführt,
Daß Oriant, es länger nicht zu tragen,
Der wüth'gen Mutter muß den Hof versagen.

Wer mag des stolzen Weibes Zorn ermessen,
Um jene sich vertrieben anzusehn,
Die eine niedre Dirn' und zuchtvergessen,
Nicht würdig hinter ihr als Magd zu stehn,
Ihr Thränen darf vom alten Auge pressen.
Nichts sühnt vor ihr dieß schmähliche Vergehn,
Und würd' ihr Herz zerfleischt vor ihren Füßen,
Es gnügte nicht, den Frevel abzubüßen.

Die Rache gährt. Viel darf die Mutter wagen,
Was keiner, selbst der stolzeste nicht wagt;
Her und hinüber ward manch Wort getragen,
Was rasch den Brand in helle Flammen jagt.
Nun haben der Barone stille Klagen
Den Anhaltpunkt; wer sich es laut versagt,
Der darf doch im Geheimen sein Verdrießen
Vor gleichgesinnten Herzen nun ergießen.

Zwei kurze Jahre waren schon vergangen,
Und jedes mehrte Beatricens Glück,
Denn jedes brachte weiß und roth von Wangen,
Mit großem blauen Aug' und holdem Blick,
Ein Knäblein in die Wiege nach Verlangen.
Doch seelig, wen sein günstiges Geschick
Vom Leben ruft in seiner schönsten Stunde!
Mit keinem bleibt das Glück im ewgen Bunde.

Es kam ein Krieg, der König mußte scheiden,
Dem Kaiser schwur er seinen Lehenseid,
Und ach! die Pflicht fragt nicht nach Liebesleiden.
In fremde Lande mußt er fern und weit,
Und, was der Erde Liebstes ihm, vermeiden.
Verloren schien ihm alle Seeligkeit,
Er riß sich trostlos von der Kinder Wangen,
Und aus des Weibes schmerzlichem Umfangen.

Er ging. Doch kaum nur war er fortgezogen,
Als Matabrun all' ihre Tück' entbot.
Der Himmel fügte, daß die Erndten trogen,
Krankheiten kamen mit gewissem Tod,
Bald hörte man von wilden Wasserwogen,
Bald brachte Brand die Städt' in Angst und Noth;
Genug, es war, wie auch in diesen Tagen
Die bösen Posten sich einander jagen.

Nun weiß man, wo in eiteler Bethörung
Das Volk meist seines Elends Ursach sucht:
Stets gilt der Reiche schuldig der Entbehrung,
Der nur für sich zieht jedes Vortheils Frucht.
Schon glühn die Massen rasend zur Empörung,
Der Hunger quält, und Matabrun, verrucht,
Weiß nun dem dumpfen Gähren und Bestreben
Ein boshaft, ihr gefällig Ziel zu geben.

Das Dümmst' und Aergste, was ein Mensch ersonnen,
Was jedes Glaubens Grenzen übersteigt,
Hat stets die meisten Gläubigen gewonnen.
So ward dem Volke heimlich angezeigt,
Die Kön'gin sei's, die alles angesponnen;
Sie hab', im Unmaß dem Besitz geneigt,
Wohlfeile Erndten unter Schloß und Bändern,
Und wuchere damit nach fernen Ländern.

Dazu kam lange schon ein leises Schmähen,
Die Königin sei eine Zauberin.
Man habe sie am Söller stehen sehen,
Bei Vollmondschein und Mitternacht Beginn
Mit ihrem Schleier in die Lüfte wehen.
Gleich drauf dann sei sie als ein Schwan dahin
Gezogen durch des Himmels blaue Weite;
Bezeugen könnten's viele treue Leute.

Jedem der Knaben war, die sie geboren,
Ein golden Kleinod um das Haupt gethan.
Nun raunte man sich schaudernd in die Ohren,
Ein grauser Frevel knüpfe sich daran.
Doch welcher — ha! leicht ging' ein Kopf verloren,
Wär' einer kühn genug, und sagt es an.
Die einz'ge Rettung schien aus diesen Nöthen,
Die Königin mit ihrer Brut zu tödten.

Mit solcherlei Geweben und Gerüchten
Ernährte Matabrun des Volkes Wuth,
Und setzte mit unglaublichen Geschichten
Das ganze Land in fieberhafte Gluth.
Bald konnte man kein Unheil mehr erdichten,
Woran die Königin mit ihrer Brut
Nicht schuld gewesen wäre. Außer Zweifel
War wenigstens ihr Bündniß mit dem Teufel.

Der König hieß verzaubert und gebunden,
Und viel zu fern zur Hülfe seine Kraft;
Die beste Hülfe sei zu allen Stunden,
Die wenn es noth ist, man sich selber schafft.
Und rascher noch als möglich zu befunden,
Hatt' ein bestochner Haufe sich entrafft,
Der, unter einer blutigen Fahne Wehen,
Fort tobt bis Tausende noch mit ihm gehen.

Sie gehn zur Burg. Einbricht und stürmt die Menge
Ermordend alles, was sich widersetzt.
Durch Thür um Thür, Gemächer und durch Gänge
Entflieht die Kön'gin wie ein Reh gehetzt,
Dicht hinter ihr der Mörder wild Gedränge,
Bis athemlos sie niedersinkt zuletzt
Die beiden Knaben fest in ihren Armen,
Und fleht umsonst um Schonung und Erbarmen.

Schon faßt, von Trunkenheit und Wuth entzündet,
Ein roher Knecht des jüngsten Knaben Haar,
Der Mutter Knie, der alles Leben schwindet,
Ersieht er sich zum blutigen Altar.
Schon droht der Streich, und die sein Haupt umwindet,
Die durch die Locken ihm gewunden war,
Die Kette lassend in des Mörders Händen,
Sieht man in Todesangst das Kind sich wenden.

Es schreit, es flieht, — o Wunder! ein Gefieder
Entsprießt der weißen Brust mit zartem Flaum,
Und plötzlich umgewandelt alle Glieder,
Entschwebend durch der Fenster hohlen Raum,
Bewegt es weiße Flügel auf und nieder;
Und bald schon weit an ferner Wolken Saum,
Wie wenn ein Schiff mit weißen Seegeln schiffte,
Durchschwimmt, o seht! ein Schwan die blauen Lüfte.

O Teufelsspuk! Wie stehen sie und schauen
Mit offnem Mund, kaum wissend was geschah,
Kaum wollen sie den eignen Augen trauen,
Und Einer fragt den Andern, was er sah.
Es überwältigt sie ein heimlich Grauen,
Die Zaubrin rührt sich, wehe wer ihr nah!
Sie fliehn, sie drängen sich und jeder möchte
Der fernste sein der feigverworfnen Knechte.

Da bahnt sich Matabrun durch das Gewühle;
Auf ihren hohlen Wangen brennt die Wuth,
Entblößt von jedem weiblichen Gefühle,
Nährt sie im Busen nur der Rache Gluth.
Rasch naht sie ihrem unglückselgen Ziele,
Nicht vor Gespenstern bebt ihr wilder Muth,
Mit eigner Hand ergreift sie die Verwandte,
Und liefert sie den Söldnern in die Bande.

Sie wird im tiefsten Thurm verwahrt, verkammert,
Mit Schlang und Molch in düstrer Einsamkeit.
Der andre Knabe, wie er fleht und jammert,
Wie schmerzlich seine Stimm' um Mitleid schreit,
Wie fest die bange Mutter ihn umklammert,
Wird ihr entrissen und dem Tod geweiht.
Dem wildsten der Mörder wird sein Leben,
Im Wald es hinzurichten übergeben.

Was sag ich, wie mit ausgesuchten Qualen
Die Königin im Kerker ward gequält!
Sie muß heraus täglich zu dreien Malen
Vor Matabrun, der jedes Mitleid fehlt,
Und grausam, was sie je verging, bezahlen.
Es bleibe lieber jedem Ohr verhehlt!
Dem rohen Henkersknecht selbst trat die Lauge
Der Zähren in das schamgesenkte Auge.

Der Grimmigste, den sie sich ausersehen,
Der Mörder, den sie in den tiefen Wald
Den kleinen Enkel hieß zu tödten gehen,
War nicht wie sie so mitleidlos und kalt.
Ihn rührte noch des Knaben banges Flehen.
Bös war sein Antlitz, rauh nur die Gestalt,
Doch weich sein Herz, und bei des Kindes Klagen
Fing es von neuem menschlich an zu schlagen.

Er war ja selbst der Vater süßer Knaben,
Besorgt, wenn sie den Finger nur verletzt;
Um ihre Nothdurft, um des Goldes Gaben
Bereit sogar — o Schmach! zum Morde jetzt.
Fluch ihnen, die dazu gebungen haben,
Daß er um Gold die Unschuld niedermetzt,
Die zwischen eigner Noth und fremdem Quälen
Ihm ließen nur ein bitter enges Wählen!

Schon knüpft er um den Baum die starken Schlingen,
Daß er den Stahl so sichrer auf ihn schwingt,
Schon hebt er aus und will sein Herz bezwingen,
Und fühlt, daß ihn sein beßres Herz bezwingt.
Ihm sinkt die Hand — und doch, er muß vollbringen,
Er muß! weh' ihm, wenn er es nicht vollbringt!
Sein eigen Haupt steht grausam auf dem Spiele,
Und doch, ihn graust mit menschlichem Gefühle.

Er schlägt die Arme unter mit dem Schwerte
Und sieht voll Trauer auf den Knaben hin;
Der Knabe ringt die Händchen, die Geberde
Bringt seine eignen Knaben ihm zu Sinn.
Er schwankt, er wirft den Mordstahl auf die Erde,
Und von sich schleudert er den Blutgewinn,
Zerreißt mit Hast die Bande, die ihn ketten,
Und ist entschlossen sich und ihn zu retten.

Es lag in dieses Waldes tiefen Gründen
Fern eine Hütte im Gehölz versteckt,
Drin lebt ein frommer Mann, den aufzufinden
Er suchen ging und alles ihm entdeckt.
Demüthig beichtet' er ihm seine Sünden,
Und als die Buße gläubig war vollstreckt,
Ließ er den Knaben ihm, ihn zu erziehen,
Und ging für immer aus dem Land zu fliehen.

Das Kind, mit Namen Helias geheißen,
Wuchs nun im Wald in Frömmigkeit heran,
Genährt von Wurzelwerk und wilden Speisen,
Wovon es Kraft und festes Mark gewann.
Ein starker Knabe schon ging er mit Reisen
Zum Fischfang einst in einen fernen Tann,
Wo zwischen Wald und niegemähten Wiesen
Zwei oder drei der schönsten Weiher fließen.

Einst kam er nun und sah mit großen Augen
Den schönsten Schwan, der rasch an's Ufer kam,
Die Schilfe brechend, die zum Schutze taugen,
Kam er heraus; und plötzlich, wundersam!
Als wollt' er Küss' ihm von den Lippen saugen
Streckt er den Hals an ihm herauf, und nahm
Mit Thränen in der Augen sanftem Spiegel,
Zärtlich des Knaben Knie in seine Flügel.

Seltsames Thier! Erst wollt ihn Helias meiden,
Doch rührt' ihn bald die treue Zärtlichkeit;
Dann ruft er hastig: Emmrich! und mit Freuden
Vernimmts der arme Schwan. Seit dieser Zeit
Fast unzertrennlich waren nun die beiden;
Am Teich in tiefer Waldverschwiegenheit,
Im Grase lag der älteste der Brüder
Und Emmrich Schwan floß vor ihm auf und nieder.

Oft auch erhob sich Emmrich in die Lüfte
Und zog auf Tag' in weite Fernen fort,
In fremde Berge, Wälder und Getrifte;
Jedoch ihm fehlt der Rede sinnig Wort,
Und sagen kann er nicht, wohin er schiffte.
Doch kam er wieder an des Weihers Bord,
Dann müht' er sich in Zeichen und Geberden,
Als ob er möchte gern verstanden werden.

Viel Sommersonnen stiegen und verglommen,
Den König aber fesselte der Krieg.
Zwar hatt' er, was daheim geschehn, vernommen,
Doch falsch genug, daß er vernichtet schwieg.
Nun war er endlich wieder heimgekommen,
Gekrönt von neuem Ruhm und manchem Sieg,
Doch tief im Busen brannt ihm eine Wunde,
Unheilbar bis zu seiner letzten Stunde.

Wie er vernahm, was alles war geschehen,
Umwölkte seine Stirn furchtbarer Zorn,
Nie wollt' er seine Mutter wiedersehen,
Die ihm zuerst ins Herz gedrückt den Dorn.
Die Kön'gin hieß er aus dem Kerker gehen,
Doch hier erschöpfte sich sein Gnadenborn:
In einem Kloster ließ er sie verhalten,
Doch sollt ein streng Gericht das Recht verwalten.

Noch liebt' er sie, doch sind der Kläger viele
Und die Beschuldigungen überschwer.
Die Falschen wußten bei dem falschen Spiele,
Weil viel zu lange Zeit ging drüber her,
Daß wenn die Wahrheit nicht vom Himmel fiele,
Sie schwerlich nun noch zu entdecken wär.
Bestochne falsche Zeugen, freche Lügen
Mußten den König reizen und betrügen.

Der Klagen keine hat sie zugestanden;
Doch saß auch im Gericht manch' falscher Knecht,
Und weil sie keine andre Ursach fanden,
Genug war's, daß die Niedre sich erfrecht
Den König zu umziehn mit Zauberbanden.
Dann sprach man von dem künstlichen Geflecht,
Das um der Knaben Locken war gewunden,
Und sie verstummt. Die Ursach' war gefunden.

Das Urtheil fiel und ward alsbald verkündet.
Der schwarzen Kunst und Untreu angeklagt,
Ward ihr der Feuertod erkannt. Ihr schwindet
Der Geist, doch keine Klage wagt
Sich aus der Brust; ihr ruhig Auge findet
Des Königs Aug' und hat genug gesagt.
Er bebt, er schwankt, und noch ein Mal entzündet
Sich ihm der Kampf, ob er sie schuldig findet.

Die Großen sah'n mit mürrischem Verdrießen
Wie neuer Wankelmuth sein Herz umflicht,
Nicht sie zu tödten konnt' er sich entschließen,
Und ach! doch auch sie zu begnad'gen nicht.
So ließ er Mond' und Jahre noch verfließen
Uud ordnet dann zuletzt ein Kampfgericht:
Sie solle sterben an bestimmtem Tage,
Wenn sich kein Kämpfer siegreich für sie schlage.

Welch eine Hoffnung kann die Aermste hegen?
Der stolze Adel gegen sie entbrannt,
Wählt aus der Menge seinen stärksten Degen,
Der zum Gefecht je auf dem Kampfplatz stand.
Die Schranken thun sich auf, und wild verwegen
Sprengt Matabrunens Ritter auf den Sand.
Der Herold ruft zum Ersten und aufs Neue,
Wer kämpfen will für Beatricens Treue.

Alles bleibt still. Doch wie er ruft zum dritten
Und sich kein Ritter für die Kön'gin zeigt,
Da tritt ein Jüngling aus des Volkes Mitten,
Der sich bescheiden vor dem König neigt.
Ein Bauer ist's, der um den Kampf zu bitten,
Des Thrones untren Stufenrand besteigt;
Gekleidet nur mit Lumpen und mit Fellen,
An Waffen Statt die Axt um Holz zu spellen.

Die immer zu des Königs Füßen liegen,
Die Doggen, die den zottigen ersehn,
Entspringen heulend auf ihn zu und fliegen
Heran, ihm mördrisch an den Hals zu gehn.
Schon sind sie an ihm, doch es muß sich fügen,
Daß, was schon lange nicht mehr war geschehn,
Sich Flint, der fast vor Alter war erblindet,
Nun mit den andern um den Herrn befindet.

Er steht, er horcht, er wittert, und mit Heulen
Auf mürbem Fuß stürzt taumelnd er hinab.
Die jungen Kläffer wirft er ohne Weilen
Mit morschem Zahn wild rechts und links seitab,
Die fliehend sich bei seinem Anmarsch theilen.
Ihn schrecket nicht des Jünglings droh'nder Stab,
Er duckt sich freudig winselnd vor ihm nieder,
Springt an die Brust, bald auf die Achseln wieder.

Da scheint auch ihm Erinn'rung aufzugehen,
Flint! ruft er freudig, treuer Flint! mein Flint!
Und alles Volk kann es mit Staunen sehen,
Wie zärtlich diese beiden Freunde sind,
Die lang in festester Umarmung stehen.
Der Hund fliegt nun zum König wie ein Wind,
Und kommt zurück und leckt des Jünglings Hände;
Fast bricht das schau'nde Volk die Schrankenwände.

Der forscht und fragt und jener will behaupten,
Daß Mann und Hund sich früher schon gekannt;
Die einen meinten und die andern glaubten,
Er sei dem Königshause anverwandt;
Ja, einer wich sogar ganz vom Erlaubten,
Indem er ihn dem König ähnlich fand.
Doch aller Streit hört' auf und ward beendet,
Als sich der Herold redend zu ihm wendet.

Der König bot ihm Waffen, daß, dem Gegner
In Allem gleich, er ohne Nachtheil sei.
Doch dieser spricht: er kämpfe gleich verwegner,
Mit beßrer Kunst, ich habe keine Scheu;
Macht ihn die Eisenrüstung überlegner,
Steht mir dafür der Schutz des Himmels bei.
Die lichte Wahrheit komm' ich zu bewähren,
Ihn aber wird sein bös Gewissen stören.

Unschuldig ist die Kön'gin, ich beschwör' es
Bei meinem Leben und bei meinem Heil!
Nie war sie eine Zaub'rin, jeder hör' es,
Gab niemals ihrer Seele Wohlfahrt feil.
Und, hört's! dem König selber, ich bewähr' es,
Ward größ'rer Glanz der Abkunft nicht zu Theil.
Der Kläger lügt, gebt mir den Kampfplatz offen,
Liebt Gott das Recht, darf ich zu siegen hoffen.

Die Schranken öffnen sich; über die Pfähle
Stürzt Flint zugleich mit seinem Freund hinein.
Schon kämpfen sie, doch eh' ich es erzähle,
Hört man des Volkes lautes Beifallschrein:
Flint sitzt dem Rosse wüthend an der Kehle,
Von dem der Gauch, nicht ritterlich noch fein,
Den unberitt'nen Mann mit langen Waffen
Und Lanzenstößen will vom Leben schaffen.

Der Ritter knirscht und weiß sich nicht zu rathen,
Es rast und schäumt das scheugeword'ne Pferd,
Die Lanz' ist schon zerschellt, er zieht den Spaten,
Weil doch das Roß mehr keinem Zügel hört,
Und springt hinab zu andern Heldenthaten.
Rasch stehn sich gegenüber Axt und Schwert,
Zu ungeheurem Hieb holt aus der Ritter,
Der niederfährt wie Blitz und Ungewitter.

Ich sage nicht, wie hier in diesem Streite
Der Ritter seinen Vortheil nicht verkennt,
Und auf den Jüngling, wie auf sichre Beute,
Mit raschen, heft'gen, wilden Schlägen rennt.
Doch dieser weicht ihm keines Fingers Breite,
Und hat manch Stück der Rüstung schon getrennt;
Er springt herum, hinum, und hoch geschwungen
Ist wiederum ein tücht'ger Hieb gelungen.

Es klatscht das Volk bei jeder neuen Wunde,
Die jenem klafft, der hinterm Schilde ficht,
Und auf den nackten Mann in Kreuz und Runde
Doch gänzlich ohne Vortheil haut und sticht.
Jetzt aber lacht es laut aus offnem Munde:
Den man umsonst beschwichtigt und bespricht,
Flint hat sich neu befreit; er kommt von hinten,
Und weiß die weichsten Stellen aufzufinden.

So schmerzt der Biß, daß mit sinnlosem Wüthen
Sein Schwert der Wilde schleudert nach dem Thier.
Die Menge schreit; kein Gott würd' ihn behüten,
Könnte des Sieg's unmäßiger Begier
Der ritterliche Jüngling nicht gebieten.
Jedoch gelassen, ruhig, steht er hier,
Und läßt, den grimmen Kämpen zu beschämen,
Ihn wieder erst sein Schwert vom Boden nehmen.

Schon hieb er ihm den Helm herab vom Haupte,
Ein zweiter mächt'ger Hieb zerbrach den Schild,
Und nun, als ob er jetzt zu end'gen glaubte,
Folgen die Schläge rasend rasch und wild.
Der Ritter wich im Kreis herum und schnaubte,
Doch jenes Vorsatz ist noch nicht gestillt,
Er schwingt die Axt in ungeheurem Bogen,
Und wo sie hinfällt, stürzt das Blut in Wogen.

Der Ritter taumelt, wankt; mit dumpfem Dröhnen,
Wie die gefällte Eiche dröhnt und fällt,
Stürzt rollend er dahin. Die Kraft der Sehnen
Zuckt krampfhaft einmal noch und schmerzentstellt
Zittern die Lippen noch ein fluchend Stöhnen.
Dann dehnt er sich und ist in jener Welt.
So wie dem Schlachtstier, dem man Tod gesprochen,
Hatt' ihm die Axt die breite Stirn zerbrochen.

Laut jauchzt das Volk und bricht in wilden Fluthen
Ueber die Planken in den Kampfplatz ein.
Die wollen den Erschlag'nen sehn verbluten,
Die zählen seine Wunden groß und klein,
Und jene drängen um den Hochgemuthen,
Der ohne Glanz und ritterlichen Schein
So mächt'ge Thaten that. Von dem Gedränge
Wird bald der weite Raum um ihn zu enge.

Er aber keucht und ist in's Knie gesunken,
Ihn stört der Menge Lärm und Jubel nicht,
Er wendet matt, doch sieg- und freudetrunken,
Zum Himmel auf sein bleiches Angesicht,
Und betet still. Dann lischt der letzte Funken
Der Kraft ihm aus, es lischt der Augen Licht;
Stumm sinkt er um, und erst nach langen Mühen
Kann man ihn wieder auf zum Leben ziehen.

Der König eilt um selber zu erfahren,
Die freigelass'ne Königin fliegt herbei,
Und hier nun treffen sich nach langen Jahren,
Die ach! so heiß sich liebten, diese zwei;
Der König schon mit kummergrauen Haaren.
Er öffnet seine Arm', ein lauter Schrei,
Und Brust an Brust mit heftig langem Weinen
Sieht man die schwer Geprüften sich vereinen.

Die Kön'gin macht sich los und beugt sich nieder,
Und öffnet rasch des Jünglings blutig Kleid.
Da ist die Kette, sie erkennt ihn wieder,
O Helias! in seel'ger Trunkenheit
Umfängt sie seine kalt erstarrten Glieder,
Küßt seinen Mund mit Mutterseeligkeit.
Er war's, hieher vom frommen Greis gesendet,
Der nun erscheint und alle Zweifel endet.

Hie könnt' ich von Beatrix nun beschließen,
Erhab'ne Königin, ob unerklärt
Auch bliebe, was wohl mancher möchte wissen:
Wer es begehrt, sei anderwärts belehrt,
Ich hoff', es soll noch manche Zeile fließen.
Hier werde rasch von Helias nur gehört,
Denn schreckvoll sah ich immer mir noch fehlen,
Was ich von Schwansteins Wänden wollt erzählen.

Prophetisch, Kön'gin, war des Zufalls Dichten,
Wenn Max, dein Neffe, lange schon voraus
Mit des Schwanritters lieblichen Geschichten
Geziert sein sommerliches Alpenhaus.
Wenn alte Sagen Wahres uns berichten,
Vom Schwanenritter stammt des schönen Gau's
Baldige Herrsch'rin. Fühlte zu Marien
Er damals schon geheime Züge ziehen?

Die holde Braut, die ich so oft im Sande,
Ein Kind in Fischbachs Gärten spielen sehn,
Auf Einem Fuße von dem Stufenrande
Des Blumenhauses sah herunter gehn,
Wird nun, gefesselt von dem zartsten Bande,
Bald auf des Schwansteins hohen Zinnen stehn.
Mög ihr beglückt des Lebens Mai verfließen!
Ihr ward, was wohl ein Leben kann versüßen.

Thut's schöne Anmuth? welch ein reich Entzücken
Verbreitet schon die reizende Gestalt!
Kann eines Mannes Liebe sie beglücken,
Welch Weib empfinge Seine Huld'gung kalt?
Sind's Diademe, die die Stirne schmücken?
Zu ihren Füßen liegt ja die Gewalt;
Und was das Herz kann schmücken und erheben,
Erhab'ne Eltern haben's ihr gegeben.

Doch die Bedingungen des Glücks sind immer
Das Glück nicht selbst. Nicht Reichthum macht's
Und keines Thrones, keiner Krone Schimmer.
Ein andrer Herr gewährt es und bewacht's,
Dem auch die Könige gebieten nimmer.
Er wählte jedes Schicksal und bedacht's
Und auch das Ihre steht in seinen Händen;
Er, der es kann, mög es zum Vortheil wenden!

Uns andern aber sei ihr Bund ein Zeichen,
Daß Deutschlands Fürsten fest und einig stehn,
Dem schlauen Trug der Listigen nicht weichen,
Die gottlos mit dem Schein des Himmels gehn,
Und doch nur wollen Irdisches erreichen.
Wehe den Fürsten, die nur Klugheit sehn,
Wenn sie des Menschen Höchstes, seinen Glauben,
Benutzen um einander zu berauben.

Ich kehre nun zu Oriantens Reue,
Und zu des Volkes umgewandten Muth,
Zu den Belohnungen bewährter Treue,
Und der Bestrafung einer bösen Brut.
Bald blühte Helias Jugendkraft auf's Neue,
Und Eins nur blieb, was Allen wehe thut,
Es war die Sorg' um Emmerich den Knaben,
Der nun als Schwan schwamm auf des Schlosses Graben.

Denn boshaft hatte Matabrun die Kette,
Die, wenn man sie ihm wieder umgethan,
Ihm menschliche Gestalt gegeben hätte,
In fremdes Land verkauft. Nun kam der Schwan
Und bracht' einstmals von unbekannter Stätte
Gezogen einen goldnen Muschelkahn,
Mit dem er vor dem Schloß so lang verweilte,
Bis Helias zu ihm herunter eilte.

So deutsam waren Zeichen und Geberden,
Daß Helias bald in den Nachen trat.
Drin ließ sich eine Rüstung inne werden,
Von Gold, besät mit edler Steine Saat;
Es gab wohl keine schönre mehr auf Erden.
Nun zog der Schwan ihn auf dem Wasserpfad
Froh auf und ab, und schien ihm anzudeuten,
Er solle mit ihm gehn, er werd' ihn leiten.

Kaum hatte Helias den Schmuck gesehen,
Als rascher Thatendrang in ihm erwacht;
Er wollt' am Hof nicht länger müßig gehen
Und sehnte sich hinweg bei Tag und Nacht,
Bis es die Eltern endlich zugestehen
Und er sich fröhlich auf die Reise macht.
Lang standen sie am Ufer noch zu grüßen
Die beiden, die schon fern von hinnen fließen.

Nun war ein Graf, als Bösewicht berüchtigt,
Der weil er gern besitzen möcht' ihr Land,
Des Kaisers Schwester schlimmer That bezüchtigt;
Sie war des Herzogs Wittwe von Brabant.
Wohl hätte sie den Kläger leicht beschwichtigt
Durch ihrer einz'gen jungen Tochter Hand,
Der einst'gen Erbin aller ihrer Lande;
Doch so zu handeln schien ihr ewge Schande.

Der Kaiser nahm die Sache sehr zu Herzen,
Weil er die Schwester über alles liebt;
Und doch mußt' er gestehn mit tiefen Schmerzen,
Daß manchen Schein es für den Kläger giebt.
Er ließ nicht leicht, mit dem, was recht ist, scherzen,
Und ordnete, obwohl zum Tod betrübt,
Ein Gottesurtel an; der Graf soll kämpfen,
Man werde sehn, ob einer ihn kann dämpfen.

Zu Nimweg war der Ort. Drei lange Tage
Schon spreizte sich der Graf im Eisenkleid,
Und dachte zu beweisen seine Klage,
Weil keiner ihm gewachsen weit und breit.
Der Kampfplatz war am Rhein in einem Hage,
Von wo den Fluß man auf und ab gar weit
Konnt' übersehn; schon will man heimwärts kehren,
Als sich von ferne ließ ein Hifthorn hören.

Die Herzogin erbebt aus ihrer Trauer,
Die Ehr' und Leib verloren schon gedacht;
Ihr Herz belebt ein freudger Hoffnungsschauer,
Und alles späht zum Fluß mit großer Acht.
Und sieh! es kommt genauer und genauer
Ein schwangezogner Kahn von leichter Pracht,
Darinnen steht schön und von Engelsmilde
Ein junger Kämp, gestützt auf goldnem Schilde.

Kaum daß der Kahn das Ufer leicht berührte,
Kam er vom Strande anmuthvoll herbei,
Als schaut' er um, wohin der Schwan ihn führte.
Bescheiden grüßt' er dann die Masseney,
Und auf den Gegengruß, der ihm gebührte,
Fragt' er, was der Versammlung Ursach sei.
Er hört der beiden Frauen bittre Klagen,
Und daß kein Ritter wagt für sie zu schlagen.

Er sieht die Mutter an, in diesen Zügen
Versteckt sich keine Lüg' und kein Betrug,
Er sieht auf Elsam Schönheit — ach! betrügen
Kann diese nicht; tief prägt sich jeder Zug
In's junge Herz, zu sterben oder siegen
Geht er dahin. Man bringt ein Roß, im Flug
Zersplittern beide Ritter nun die Speere,
Und greifen hastig dann zur andern Wehre.

Ich sag es kurz. Er der den Kampf begonnen,
Getroffen fiel der Graf und lag entseelt.
Doch eh sein Leben völlig war verronnen,
Gestand er noch, von Todesangst gequält,
Daß seine Klage schändlich war ersonnen,
Aus Rache, weil sein Anschlag war verfehlt.
Doch welch ein Jubel war's der sich verbreitet,
Als nun der Sieger hin zum Kaiser schreitet.

Die Herzogin, die schöne Elsam drängen
Mit Dankes Thränen freudig sich heran,
Ihm aber will das Herz die Brust zersprengen,
Er ist beglückt, weil er's für sie gethan.
Vergessen bleibt sein Blick an Elsams hängen;
Sie senkt ihr Aug', es faßt ein holder Wahn
Ihr schüchtern Herz, sie fühlt in seinen Schlägen
Ein Glück, das noch sie nicht weiß auszulegen.

Nun naht der Kaiser und aus seinen Händen
Empfängt ein golden Kleinod er als Preis.
Er sieht, erschrickt; die man ihm kam zu spenden
Ist jene Kette, lang ersehnt und heiß.
Rasch eilt er zu dem Bruder sich zu wenden,
Und kaum berührt sie ihn, so steht im Kreis
Ein holder Jüngling von der Kett' umwunden,
Und Kahn und Schwan sind in die Luft geschwunden.

Was bliebe nun noch übrig wohl zu wissen?
Helias und Elsam reichten sich die Hand;
Kein Glück durft er an ihrer Brust vermissen.
Von ihnen her entstammt das Haus Brabant,
Das als Thüringens Erbschaft ward zerrissen,
In Hessen fand sein zweites Vaterland.
Und Hohenschwangaus Bilder, seltsam! mahnen
Marien an der Mutter edle Ahnen.

Vierter Gesang.

Leda.

Kühn, ungemessen ist des Menschen Dünken,
Und was er wünscht, das will er auch erlangt,
Das fernste Ziel macht seinen Muth nicht sinken,
Er fühlt erst seine Schwäche, wenn er wankt.
So ging auch ich vom süßen Quell zu trinken,
Nach welchem lange meine Sehnsucht krankt,
Und fühle schon am Anfang meiner Wege
Die Kraft zu schwach und meinen Geist zu träge.

Für Dich, erhabenste der Herrscherinnen,
Die mild vom königlichen Pfühle blickt,
O Königin, was kann ich wohl ersinnen,
Das, Deines Beifalls würdig, mich beglückt?
Ich möchte süßen Ruhm vor Dir gewinnen,
Und fühle, wie mein Ziel sich mir entrückt.
Verwend' ich Alles, meine beste Habe
Bleibt doch für Dich nur mitleidwürd'ge Gabe.

Mit Götterkräften wüßte der zu schalten,
Der Deiner würdig den Gesang versteht.
Das Morgenroth nachbildend zu gestalten,
Den Duft, der von der Ros' herüber weht,
Den Traum in goldnen Netzen festzuhalten —
Kaum kann es der, den höchste Kunst erhöht.
Empfinden kann ich's wohl, doch nicht beschreiben,
Und weiß, wie meine Worte rückwärts bleiben.

Doch geht es mir, wie in der alten Sage
Dem Zauberschüler, der das Wort vergißt.
Er rief sich Geister her zu seiner Plage,
Die er zu bannen nicht vermögend ist;
Zu einem blutgeschriebenen Vertrage
Verleiteten sie ihn mit ihrer List,
Nun muß er den gerufnen Körper geben
Vor Morgengraun, sonst kostet es sein Leben.

So muß ich denn nun fort und weiter streben,
Wegbannen läßt sich kein gerufner Gast,
Und die herauf beschwornen fordern Leben,
Zum Ziele muß die aufgenomm'ne Last.
Mag denn, einmal im Meer, mein Schiff erbeben,
Dein Wimpel weht von meines Schiffes Mast,
Und würd' es in der Brandung auch vernichtet,
Treu bleibt sein Lauf dem Ufer zu gerichtet.

Vielleicht erstarkt die Kraft noch im Vollbringen,
Und mir gelingt gewiß manch glücklich Bild,
Wenn Du mir winkest, daß ich weiter singen
Und sagen soll, was meine Brust erfüllt.
So hängt an Dir denn, Kön'gin, mein Gelingen,
Sei mir, wie Du, Dein Urtheil sanft und mild,
Dein huldreich Lächeln laß mir neues Leben,
Und meinem Liede neuen Aufschwung geben.

Doch willst Du's nicht, darf ich vor Dir nicht stehen,
Dann laß den Markt mir mindstens unverwehrt;
Ich will hinab dann in die Gassen gehen,
Wo bald das Volk sich lauschend zu mir kehrt.
Von Dorf zu Dorf will ich die Leier drehen,
Wird nur Dein Nam' in meinem Lied gehört,
Wie einfach und wie rauh auch meine Weisen,
Ich dürfte mich des Beifalls sicher preisen.

Flöcht' ich nur klug in jede kurze Zeile
Den theuren Namen ein mit schlechter Kunst,
Vor jeder armen Hütte, wo ich weile,
Empfinge mich des Landmanns biedre Gunst.
Er rechnet nicht nach Zierlichkeit und Feile,
Ich schürte nur ihm seine Liebesbrunst,
Und wenn Dein Lob von meinen Saiten klänge,
Dann weiß' ich, daß er freudig mit mir sänge.

Ja, unser Bund ist mit der edlen Scheiern
Erlauchten Frau'n ein alter Liebesbund,
Schon einmal war: Lieb Elseken ut Baiern!
Ein herzig Wort in unsrer Väter Mund,
Und Du, o Kön'gin, — kamst es zu erneuern.
Vergebung mir! mach ich es laut und kund,
Denn dürft' es auch die Lippe laut nicht sagen,
Die Herzen, Kön'gin, würden's dennoch wagen.

Ich wage mehr. In schönen Sommerzeiten,
Wenn rings die Berg' im Abendroth erglühn,
Und bei dem friedlich fernen Glockenläuten
Die Schnitterinnen nach den Dörfern ziehn,
Sah über Deine Stirn ich Freude gleiten
Bei ihren bäuerischen Melodien.
Und darauf hin ließ mich zurück gegangen,
Um doch vor Dir noch einmal anzufangen.

Wie nach dem Regenschauer, der am hellen,
Sonst heitern Frühlingstag vorüber dringt,
Im neuen Sonnenstrahl an tausend Stellen
Es klar auf Blatt und Zweigen glänzt und blinkt,
Und blitzt und bebt in zarten Blumenzellen
Und an des Grases Spitze nickt und winkt,
So sieht man nach des Herzens Ungewittern
In zarter Wimper stille Thränen zittern.

Wie möchte wohl der Mensch die Leiden tragen,
Womit das Schicksal lastend ihn belegt?
Den Gram, die Sorgen, die am Leben nagen,
Die still verborgen seine Seele hegt?
Den Kummer, den er keinem möchte klagen,
Weil er den Blick der Menge nicht verträgt,
Wenn ihm ein Gott mit liebevollem Weben
Den süßen Trost der Thränen nicht gegeben?

Denn wie des Himmels tröstliches Ergießen
Die matt-verschmachtete Natur erquickt,
So lindert auch der Thrän' erleichternd Fließen
Die Qual, die in dem Busen brennt und drückt.
Die Wolke selbst, aus der die Blitze schießen,
Liegt manche zarte Blüthe auch zerknickt,
Dieselbe zeigt, ist sie vorbei gezogen,
Der Hoffnung leuchtend Bild, den Regenbogen.

Ihn, der sein hartes Loos noch kann beweinen,
Dem noch die Thräne fließt, beklage nicht;
Doch wem die zarten Tropfen sich versteinen,
Dem keine Thrän' aus trocknem Auge bricht,
Ja, der erst muß beklagenswerth erscheinen,
In seinen Jammer strahlt kein Hoffnungslicht;
Den Mächten der Verzweiflung heimgefallen,
Ist er der Unglückseligste von Allen.

Die süßesten jedoch der süßen Thränen
Sind Thränen, die die junge Liebe weint,
Wenn in einsamer Nacht dem heißen Sehnen
Der Fern=Geliebten theures Bild erscheint.
Es thut so wohl, unglücklich sich zu wähnen,
Wenn sich damit ein heimlich Hoffen eint,
Sie werde, wird sie seine Leiden hören,
Nur zärtlicher dem Zärtlichen gewähren.

Drum rath ich nicht zu allzugroßem Bangen,
Wenn mein Gesang von Gebhard weiter geht
Und ihr ihn, voll von Sehnsucht und Verlangen,
In süße Schmerzen hingesunken seht.
Sein feuchter Blick und seine bleichen Wangen
Sind von geheimen Hoffnungen umweht,
Sie werde, wird sie einst die Leiden hören,
Das Leid vergelten und den Schmerz beschwören.

Warin hatt' es gewiß darin versehen.
Es stieß ihm fast das Herz ab, wenn er so
Ihn sah in stiller Trauer vor sich stehen,
Als würd' er nun und nimmer wieder froh.
Ganz anders war es mit Maluzz geschehen,
Dem jeder Tag mit Sang und Klang entfloh,
Wir lieben uns zwar, sprach er, wie zwei Brüder,
Doch ist mir das Geseufze todzuwider.

Er spionirt' und möchte gern erschleichen,
Was seinem Ritter wohl begegnet sei,
Und hofft den Zweck am besten zu erreichen,
Erzählt er ein Geschichtchen, wenn nicht neu,
Doch auf des Ritters Zustand zu vergleichen.
Denn daß des Jünglings Herz im Spiel dabei,
Ist offenbar. Dieß Seufzen und Gestöhne
Deutet auf eine heimgelaßne Schöne.

Daß Lieb' oft Wahnsinn wird kann keiner streiten,
Wer der Verliebten tolle Streiche sieht.
Doch, soll die Sag' auch weiter nichts bedeuten,
Vernimmt man, daß Pygmalion erglüht
In einen Stein, und Zeus in alten Zeiten
Zum Stier entstellt vor einem Weib gekniet,
So kann man wohl von dieser Krankheit schwören,
Sie müsse zu den ältesten gehören.

Einst saß der Ritter abendlich am Heerde,
Und Luzz rührt' an der Flamm' und legte nach.
Der Ritter saß die Stirn gesenkt zur Erde;
Nur manchmal ward ein langer Seufzer wach
Wie aus tiefschmerzlich innerster Beschwerde.
Maluzz gedenkt: jetzt räuspre dich, und sprach: —
Warin war heute noch nicht heimgekommen,
Und die Gelegenheit recht gut genommen.

Herr Ritter, sprach er, anfangs ganz bescheiden,
Kennt ihr das schöne Wisperthal am Rhein?
Es lacht und blüht, doch Geisterfraun verleiden
Die Lust daran, es soll nicht richtig sein,
Und Junggesellen sagt man sollen's meiden.
Hist Wist! gehts gleich, setzt man den Fuß hinein,
Hist Wist! wer da ein noch so fester Krist ist,
Ihn graut zuletzt das heimliche Hist Wist Pist.

Das raschelt, zischelt, wispert allerwegen,
Aus jedem grünen Baum und jedem Strauch,
Wie Vögel pfeifts bald näher, bald entlegen,
Und manchmal kuckuckts neckend wie ein Gauch.
Doch umzuseh'n, man sagt, bringt keinen Seegen,
Es ist einmal ein alter Geisterbrauch,
Den Menschen erst zu necken und zu locken,
Und dann schwer wie ein Sack ihm aufzuhocken.

Nun gingen drei Gesellen mal im Thale,
Und sind kaum drin, so geht das Necken los.
Hist Wist erst hier, und dann mit Einem Male
Hist Wist an allen Seiten, hier im Moos
Und dort im dürren Laub. Es schlingt wie Aale
Sich was durch's Gras, indeß man hört es blos,
Man sieht es nicht; man hört blos wie es nistelt,
Und in den dürren Blättern pfeift und wistelt.

Ei, spricht unmuthig einer der Gesellen,
Des Handwerks war er, glaub ich, Waffenschmidt,
Laßt euch nicht narr'n, es sind in allen Fällen
Häßliche Weibsen, denn die schön ist tritt
Gar gern heraus und weiß sich darzustellen.
Wenns nicht so wär, so kämen sie, damit
Wir schauen könnten, ob wir falsch verklagen,
Oder, hüt's Gott! nur schlimme Wahrheit sagen.

Kaum war das Wort des Uebermuths gesprochen,
Als allen Drei'n die Sinne fast vergehn,
Im Berg entsteht ein Poltern und ein Pochen,
Der Fels erbebt mit donnerndem Getön,
Und plötzlich, wie vom Boden aufgebrochen,
Sehn sie ein prächtig Schloß dicht vor sich stehn,
Ein Zauberschloß, ein Hexenschloß, entsetzlich!
Die Sache war nichts wen'ger als ergötzlich.

Vor Schrecken fiel der Schuster auf die Erde,
Und schrie als ob er schon am Spieße wär,
Der Schwertner mit langbeiniger Geberde
Versucht die Flucht, der Schneider hinterher;
Hei! weit davon macht sicher vor Gefährde,
Wie reißt er aus, kaum hat er Athem mehr.
Doch wunderbar! bei aller Macht des Strebens
Vom Fleck zu kommen, ist durchaus vergebens.

Ihm bricht der Angstschweiß aus; gern möcht er schreien.
Doch ist die Kehl' ihm schon wie zugeschnürt;
Es kommt, es greift, er kann sich nicht befreien,
Er ist verloren, wenn es ihn berührt.
Er denkt an Riesen, Drachen, Hexen, Feien,
Es faßt ihn — ha! — er ist schon tod, ihn friert,
Er drückt die Augen zu, er wills nicht sehen,
Und sinkt in's Knie, es ist um ihn geschehen.

Die letzte Stunde, denkt er, sei gekommen,
Gleich, gleich verdreht die Hex' ihm das Genick.
Da fühlt er sanft sich unter'm Kinn genommen,
Ein weiches Händchen biegt sein Haupt zurück.
Ihm wird brühheiß, er schluckt und druckst beklommen,
Und blinzelnd wagt er einen scheuen Blick;
Noch einen — ha! — noch einen — alle Teufel,
Das wunderschönste Mädchen ohne Zweifel!

Es war ein prächtig Kind; so rund und völlig,
Da war nichts Eckiges an ihr zu sehn,
Der Leib so schmal, der Anzug frisch und quellig,
Und ein Gesicht, Herr! lieblich zum Vergehn;
Auch nicht mehr scheu, zuthulich und gesellig,
Wie Mädchen, die in voller Blüthe stehn,
Entschieden schon, weil sie von Lieb' und Küssen
Zum wenigsten die Theorien wissen.

Der Schneider sprang empor mit gleichen Beinen
Und sah sich um, ob alles unverdacht,
Und sich allein mit dieser lieben Kleinen,
Die so ermunternd ihm entgegen lacht.
Er trällert, tanzt trotz Stecken und trotz Steinen,
Und weil ein Schneider gern sich niedlich macht,
So kniet er zierlich hin zu ihren Füßen,
Sie huldigend mit Handkuß zu begrüßen.

Sie litt es gern, doch drohte mit dem Finger:
Wie Männer könnten so sehr furchtsam sein!
Und dabei hinter ihres Mundes Zwinger,
Verrathen sich zwei schöne Perlenreih'n.
Furchtsam? den Vorwurf trägt kein Nadelschwinger,
Und auf der Stelle soll sie es bereu'n,
Er drückt sie an sich mit verliebten Lippen,
Doch wird, o weh! sobald nicht wieder nippen.

Genug, nach allerlei verliebten Sachen
Sind beide so befreundet und erbaut,
Daß, um euch die Geschichte kurz zu machen,
Sie ihn in's Schloß läd't, das ganz nahe schaut.
Und wie er hinkommt, rufen, winken, lachen
Der Schwertner und der Schuster, die vertraut,
Stoff gab's genug einander auszuhöhnen,
Am Fenster stehn mit zweien andern Schönen.

Das Schloß enthielt an Pracht das nie Geseh'ne;
Im Marmorbade ließ man sie allein,
Würzreiche Düfte wiegten, sanfte Töne
Sie ganz in köstliches Behagen ein.
Und Kleider fanden sie wie Sultanssöhne
Nicht schönre haben können, weich und fein.
Nach einem Stündchen ging man, wie befohlen,
Die Schönen dann zur Tafel abzuholen.

Höchst herrlich war der Tisch und wohlgesegnet
An guter Speis' und Wein von alter Kraft,
Wie er nicht allezeit vom Himmel regnet.
Auch haben die Gesellen nicht gegafft
Und sind dem Mahl nach Kräften wohlbegegnet.
Bedient von unsichtbarer Dienerschaft,
Konnte man ungestört recht mit Behagen
Die süßesten vertrautsten Worte wagen.

Nach Tische führte man sich dann spatzieren;
Der Garten hatte manchen stillen Platz,
Wo sich ein Pärchen träumend kann verlieren,
Und alles ging nach altem Brauch und Satz;
Der Abend schloß mit heißen Liebesschwüren.
O heilge Nacht! der heiße Mondschein that's,
Wenn man so lang am Bord der Rheins verweilte,
Bis Mitternacht schon fast vorübereilte.

Da saßen sie am Fels, die grünen Wellen
Ziehn still hindrängend unter ihrem Fuß.
Nur hier und dort im breiten Strome schwellen
Die Wasser einen Stein hinauf, im Schuß
Die andre Seite rasch hinab zu schnellen.
Zuweilen rauscht die Fluth gleich wie zum Gruß
Hinauf zu ihnen, die sich mit Entzücken
Am Anblick weiden und die Hände drücken.

Man hält den Arm um ihren Leib gewunden
Und flüstert leise gleich dem grünen Blatt,
Das hinter ihr am Rebstock aufgebunden
Der Abendwind zum Spiel gefunden hat.
Bei Heimbach drüben macht in späten Stunden
Der Schiffer seinen Kahn an, arbeitsmatt;
Wie er im Mondschein tanzt! und lustig schimmern
Von Lorch die Lichter, die wie Sternchen flimmern.

Genug sie lebten trefflich und vertraulich
Drei schöne Tag' an diesem schönen Ort,
Und ging es anfangs schüchtern und beschaulich,
Allmählig riß die Unterhaltung fort,
Man sprach, und ach wie süß und wie erbaulich!
Die Sprache mit vier Lippen ohne Wort.
Die Schönen waren gar nicht mehr so spröde
Als erst, und unsre Knappen auch nicht blöde.

Wie viele Thränen wurden drum vergossen,
Als es nun hieß: es muß geschieden sein!
Ein Trost nur blieb, der Bund steht fest geschlossen
Und über's Jahr weiht ihn der Priester ein.
O wäre nur dieß eine Jahr verflossen,
Man fände sich mit Freuden ja darein,
Sollte das nächste dafür doppelt werden;
Lieb' ist das ungeduldigste auf Erden.

Als sie den letzten Abend ihre Ranzen
Zu packen gingen, ach was ward geweint!
Und jede lief dem Liebsten vorzuschanzen,
Was ihm zur Reise noth und nützlich scheint;
Wurst, Schinken, Wein; zwei bringen einen ganzen
Gebratnen Schöps, den beide kaum vereint
Fortschleppen können, und ein lang Register
Unnöth'ger Dinge muß in die Tornister.

So sind sie denn am Morgen fortgezogen,
Den Rock am Stock mit höchst betrübtem Blick,
Der Eine hinterm Andern. Ach es flogen
Gedank' und Sehnsucht immerfort zurück.
Nur aus der süßesten Erinn'rung sogen
Sie ein geträumtes nebelhaftes Glück;
Ob sie's einander nicht gestehn, es reu'te
Sie sehr, daß sie geschieden sind, schon heute.

Die Knappen wurden wohl daheim empfangen.
Es gab im Dorfe manches schöne Kind,
Das mit geheimem hoffnungsvollen Bangen
Schon ängstlich bei sich überlegt und sinnt,
Was wohl ein Bräutgam Mitgift darf verlangen,
Wie viele Hemden man im Jahr erspinnt,
Wie viel an Tisch und Stühlen sei gebührlich,
Und was an Lein- und Bettzeug, ganz natürlich.

Indeß die Vettern hielten sich in Ehren.
Unter den Mühmchen ist manch hübsches Ding,
Das einen armen Knaben kann bethören,
Woran auch mancher blanke Thaler hing;
Indeß sie wollten weder sehn noch hören,
Und keine Müh und keine Kunst verfing.
Und wollt' in schwacher Stund' auch einer wanken,
Gleich schärft ein leis Hist Wist ihm die Gedanken.

Doch floh die Zeit. Der hatt' erst zu begraben,
Ihn hielt des reichen Vetters Erbschaft auf;
Der hatte eine Schwester zu vergaben,
Und den verzog ein vortheilhafter Kauf.
So mußt' es jedesmal ein Aber haben,
Und mehr als Ein schön rundes Jahr ging drauf,
Eh sie die rüst'gen Beine konnten heben,
Sich zu den Unvergeßnen zu begeben.

In einem Wald, durch den die Lebenspfade
Fast aller armen Erdenpilger gehn,
Kann man durch grüne, üppige Gestade
Aus Einem Quell zwei Brunnen fließen sehn.
Ihr muntres Wasser lockt in solchem Grade,
Daß keiner kann zu schöpfen widerstehn;
Nach Nord fließt einer, einer fließt nach Süden,
Sie kommen nie zusammen mehr hienieden.

Des einen Brunnens Wasser überkleidet
Des Trinkers Blick mit goldnen Phantasien;
Wie trunken geht er durch die Welt und weidet
Das Herz an süßen Träumen. Rosen blühn
Für ihn auf jedem Dorn, aus Düften schneidet
Er seinen Stab durchs Leben hinzuziehn.
Fern, unverständlich bleibt ihm das Gemeine,
Er sieht die Erd' in ihrem schönsten Scheine.

Zwar glücklich ist im seeligem Betruge
Wer aus der ersten süßen Quelle trank,
Doch weh ihm, wenn aus seines Traumes Fluge
Er dann in's nüchterne Erwachen sank.
Die Erd', enthüllt von jedem schönen Luge
Den ihr der Träumer lieh, giebt keinen Dank
Ihm, der sich von der falschen glaubt belogen,
Und schmerzlich doch sich selber nur betrogen.

Wer aber aus dem andern Born getrunken,
Der sieht vom Schein entblößt die Welt und klar;
Er ruht nicht, bis der Schleier ist gesunken,
Der rosig um den Staub gewunden war.
Ihn täuscht kein Trugbild mit erborgtem Prunken,
Der Dinge Wesen liegt ihm offenbar;
Und wenn sie sich in goldne Rahmen stellten,
Ihm sind sie mehr nicht werth, als was sie gelten.

Zwar wird die Abendwolk' ihn nicht beglücken,
Kalt sieht er ein in Dunst gebrochnes Licht,
Der Sang der Nachtigall ihn nicht entzücken,
Für ihn hat nur was nutzbar ist Gewicht.
Doch wird dafür ihn auch kein Wahn berücken,
Der Täuschung bittrer Schmerz zerreißt ihn nicht;
Er liebt, bewahrt vor falschen Huldigungen,
Das Mittel nur, das er zum Dienst gezwungen.

Nun kamen unsre Wandrer auf der Reise,
Nach manchem schwerbesiegten Hinderniß,
Ermüdet und bedeckt mit Staub und Schweiße,
In jenem Wald an einen hellen Fließ.
Sie streckten sich nach Wanderns müder Weise
Zum Bach, der Lab' und neue Kraft verhieß,
Sie tranken und — in nebelgraue Ferne
Entschwanden ihrer Jugend schönste Sterne.

Gleich sah'n sie mit veränderten Gefühlen.
Sonst lobten sie der Bäume fröhlich Laub,
Jetzt sucht der Schmidt nach guten Hammerstielen,
Der Schuster will die Fichten all zu Staub
Und lauter Pech. Des Schneiders Witze zielen
Auf die Natur; er nennt es Kirchenraub,
Weil auf dem Tann nicht Nähenadeln wüchsen,
Und auf den Eichen keine Nadelbüchsen.

Jetzt kam das Thal. Es ist zwar Herbst, indessen
Man hätt' es doch sich zaubrischer gedacht.
Der Schwertner hat das Stichwort nicht vergessen,
Worauf das Feenschloß sich sichtbar macht;
Hier muß es sein. Ach! alle Pulse pressen
Ihr Blut in's Herz. Jetzt, hoher Herr, gebt Acht!
Was man geträumt, ersehnt, erweint im Stillen,
Der schöne Traum wird herrlich sich erfüllen.

Der Schwertner ruft, und aus der Erde Falten
Entsteigt das Schloß, es rasselt hinterm Thor,
Man hört der holden Bräute jubelnd Walten,
Und ach, die Bräutigame! tönt's im Ohr.
Die draußen können kaum vor Glück sich halten,
Und immer Einer drängt dem Andern vor.
Die Glücklichen! wie wird in ihren Armen
Das Herz zur Götterseeligkeit erwarmen.

Der Schuster, Schneider, alle dreie stürzen,
Jetzt öffnet sich die Pforte, rasch in's Haus;
Es gilt den Weg des Wiedersehns zu kürzen,
Denn ach! nur allzulange blieb man aus.
Sie sind's, sie sind's! und süße Küsse würzen
Der Liebe Feuergruß. Schon weit voraus
Entspringt der Schneider, jeden Satz drei Stiegen,
Um desto ehr in ihrem Arm zu liegen.

Hier schwieg Maluzz und macht' ein solch Gebahren,
Als ob er kurzweg abzubrechen denkt;
Vom Ritter hätt' er gar zu gern erfahren,
Ob es ihn mehr davon zu hören drängt.
Der aber ist gewohnt das Wort zu sparen,
Drum hat gescheidt Luzz wieder eingelenkt;
Daß er sein Mährchen nicht zu End' erzähle,
Das brächt' er nimmer über seine Seele.

Was Weiber werth sind, Herr, kann man erfahren,
Nicht wenn man sie in ihrer Blüthe sieht,
Man muß sie wiedersehen nach zehn Jahren,
Wenn schon der Herbstwind über Stoppeln zieht.
Ein Mal ist jede hübsch, das ist im Klaren,
Weil doch so ziemlich Ein Mal jede blüht;
Das Hübscheste, vergebt mir mein Erdreisten,
Ist eben nur die Jugend an den meisten.

Wohin ist dann der Stirne glatter Spiegel,
Der Wangen rosigangehauchte Haut?
Der Engelsabkunft zweifelloses Siegel,
Das Veilchenauge, das nur Himmel schaut?
Der sanftgeschwellten Lippen Purpurhügel?
Der Thron, wo Amor sich sein Lager baut,
Wenn er von weichen vollen Athemzügen
Sich lächelnd läßt zum süßen Schlummer wiegen?

Ich will euch die Verlegenheit nicht schildern,
Doch, Herr, es mußte wohl entsetzlich sein,
Als unsre Drei von klapperdürren Bildern,
Mit Wackelkinn und mürbem Schlurfebein,
Umfangen sind. Nichts kann den Schrecken mildern,
Verschwunden sind der Zähne Perlenreih'n,
Verschwunden — Herr! mit Einem Wort gesprochen,
Es war nichts übrig mehr als Haut und Knochen.

Der Schneider, der den Liebesreigen führte,
Wich ganz verblüfft in eine Ecke aus,
Doch wie er auch sich verpalizadirte,
Süß schmollend folgt ihm sein geliebtes Graus.
Ja ja, sie ist es, die er sich erkürte,
Entsetzenvoll! o wär er aus dem Haus!
Sie greift nach ihm, er sucht sich loszuringen,
Und stürzt zur Treppe mit Verzweiflungssprüngen.

Im Dunklen rennt er wüthend auf den Schuster,
Der früher schon sich eilig losgemacht
Und nun, wie ein sich böser That Bewußter
Vor Häschern, floh, auf nichts als Flucht bedacht.
Der Schwertner aber blieb der Klugheit Muster;
Er hatte kaum den Kopf zur Thür gebracht,
Als er, eh seine Liebst' ihn noch erkannte,
Der fragenden auf spitzen Zeh'n entrannte.

Und nun gings fort in einem wilden Rasen,
Als kämen ihre Liebsten hinterdrein,
Als würde hinter ihnen Sturm geblasen,
Das Thal hinab und bis nach Lorch hinein,
Wo endlich sie von ihrer Furcht genasen.
Doch kostet' es noch manchen Schoppen Wein,
Eh sie von ihrem Schrecken sich erholten,
Und sich nun selbst mit ihren Liebsten kohlten.

Ja, Herr, es ist in Wahrheit kaum zu sagen,
Wie bald die schönste Blum' entblättert wird.
Die Nachtigall mit ihren süßen Klagen,
Die Einen Frühling nur die Ros' umgirrt
Und, fliehend vor des Jahres rauhen Tagen,
Nach andern Ländern, andern Blumen schwirrt,
Die, sag ich, hat die rechte Kunst zu leben;
In allen Ländern wird es Blumen geben.

Doch sich aus Lieb' und Sehnsucht abzugrämen —
Maluzz! — Ja Herr? — Ich dächte, daß du schwiegst. —
Ich werde mich ganz wie ihr wollt bequemen. —
Gut wär es, wenn du vor die Thüre stiegst,
Fährt Gebhard fort, ob jemand wahrzunehmen
Und unserm Gastfreund dich entgegen trügst.
Ich wundre mich, spricht Luzz und nimmt die Leuchte,
Daß er bis jetzt die Hütte nicht erreichte.

Und damit ging er ohne weitres Sträuben,
Obwohl es ihn ein wenig kröpft, daß er
Die Nutzanwendung sollte schuldig bleiben.
Indeß bedacht er sich noch hinterher,
Er dürf' es doch auch allzuweit nicht treiben,
Weil er doch immer nur der Diener wär.
Für's erste Mal sei schon genug gelungen,
Weil er ihn doch zum Reden noch gezwungen.

Er bleibe schon dabei, derlei Beschwerden
Entständen nur aus dummem Liebesleid,
Dem albernsten und eitelsten auf Erden.
Es sei ja anders Stockunmöglichkeit,
Sonst könne kein Vernünft'ger sich geberden
Wie Ritter Gebhard, der sonst ganz gescheidt,
Und schon fast nur beständ' aus trüben Augen,
Die aus dem Himmel Seufzernahrung saugen.

Auch schein ihm sein Geschichtchen nicht verloren;
Der Ritter hätt' ihn nicht hinaus geschickt,
Wenn er damit das Fleckchen nicht beschworen,
An dem es ihn am meisten brennt und drückt. —
Indem er's spricht, ertönt in seine Ohren
Ein ferner Tritt und gleich darauf erblickt
Er einen Lichtschein, und durch Nacht und Regen
Eilt freudig er dem nah'nden Herrn entgegen.

Das letzte Mittel Gebhards Gram zu stillen,
Weil keins von allen mehr zu helfen schien,
War, daß Warin ihm alles wollt' enthüllen,
Woher die Schwanfrau'n und wohin sie ziehn.
Doch müßt', um diesen Vorsatz zu erfüllen,
Dem Jüngling gegenüber dann Warin
Gestehen was er so beschämend wähnte,
Daß er es immer wieder von sich lehnte.

Er war ja selbst von heißer Lieb' entglommen
In diese Berge, diese Felsenhöh'n,
In dieses Thal, an diesen See gekommen,
Um die Geliebte einmal noch zu sehn,
Und hatte nie den Rückweg mehr genommen.
Und dieses Alles sollt' er jetzt gestehn!
Der Greis den Jüngling lehren, sich zu rüsten,
Die schönen Fee'n im Bade zu belisten!

Oft freilich sind Gerüchte ganz erfunden,
Ein ander Mal verdrehen sie die That
Schlimm oder gut; doch manchmal auch bekunden
Sie treu und wahr, was sich begeben hat
Und keiner hält zu glauben sich verbunden,
Was ihm unmöglich scheint nach seinem Rath.
Trieb Matabrun gleich selbst das Volk in's Feuer,
Sie glaubte nicht an Beatricens Schleier.

Und dennoch ist um alle diese Fee'en,
Die mit dem Blut der Leda sind verwandt,
Ein Schleier in der Wiege schon zu sehen,
Gewebt, gereicht von unsichtbarer Hand.
Viel feiner noch wie Sommerfäden wehen,
Umknüpft er wie ein langhinwallend Band
Ein goldnes Krönchen, grad' in seiner Mitte,
Und fällt weithin vom Haupt bis auf die Schritte.

Berührt die Krone nun des Kindes Locken,
So wie der Schleier an ihm niederwallt,
Umgiebt die Glieder, leicht wie Schnee'esflocken,
Ein blendend Schwangefieder alsobald:
Die Flügel breiten sich, und mit Frohlocken
Entschwebt die schwanverwandelte Gestalt
Und theilt, wie wenn ein weißes Wölkchen schiffte,
Mit schönem Arm die blauen reinen Lüfte.

So sind sie Schwan und Mädchen nach Belieben.
Nun aber liegen durch die Welt verstreut,
Aus tiefstem Erdenschacht heraufgetrieben
Vier Quellen in geheimster Einsamkeit,
Bestimmt die frohste Wunderkraft zu üben.
Wer ihres reinen Bades sich erfreut,
Der kostet nie des Alters bittre Hefe,
Denn ew'ge Jugend wallt um seine Schläfe.

Verwehrt der Menschen ungeweihten Blicken,
Kennt sie nur Leda's seeliges Geschlecht;
Und keinen sonst kann ihre Kraft beglücken,
Den nur der Zufall leitet ohne Recht.
Doch wehe, wer den Anblick zum Entzücken,
Die Nymphen zu belauschen sich erfrecht!
In ew'ger Sehnsucht muß er sich zerstören,
Wenn ihrer keine kommt ihm zu gewähren.

So ist ein freudig schönes Loos, vor allen
Den Sterblichen, den holden Töchtern Zeus
Aus seinen Götterhänden zugefallen,
Der höchsten Gnade herrlichster Beweis.
Wen ew'ge Jugendreize froh umwallen
So lang er weilet in des Lebens Kreis,
Der darf wohl glücklich sich und seelig preisen,
Das Weib hat wertheres nicht aufzuweisen.

Der Mann wohl trägt stolz seines Alters Bürde;
Auf seines Lebens immer graden Pfad,
Auf seine Thaten stützt er seine Würde,
Die süße Frucht aus einer edlen Saat.
Allein dem Weib blüht nur der Kranz der Mirthe,
Ihr Leben ist die Liebe, nicht die That,
Und ach! der Liebe wirkungsreichste Waffen
Kann doch zuletzt die Schönheit nur verschaffen.

Stets neu den schönen Vortheil zu erringen
Ward Leda's Stamm des Schleiers Gunst verliehn,
Um auf des Schwanes silberhellen Schwingen
Zum Quell der ew'gen Jugend zu entfliehn;
Wie seine frischen Wellen sie umschlingen
Muß jeder Reiz in neuer Schönheit blühn.
Oft sahen wir, und wußtens nicht, die Schaaren
In langem Flug zum Heimathlande fahren.

Darum geschah auch wie sie es verkündet,
Daß wenn des Sommers Sonnenwende kam,
Beatrix plötzlich jedem Aug' entschwindet,
Daß keiner weiß, wohin sie Abschied nahm,
Und daß den König, den sein Eidschwur bindet,
Mißtrauen überschlich und stiller Gram;
Du gehst? fragt er betrübt, und möchte fragen
Wohin sie geht, und durft es doch nicht wagen.

Auch hätte sie es nimmer sagen können;
Die Gunst ist an Bedingungen gelegt.
Die dem Geheimniß will das Wort vergönnen,
Verschwunden ist, wie sie die Lippe regt,
Der Schleier, und sie muß von dem sich trennen,
Was auf der Welt sie als das liebste hegt;
Sie muß den eitel fragenden vermeiden,
Und sein und ihr Glück flieht mit ihrem Scheiden.

Wo soll nun Gebhard gehn und wieder finden
Die holde Nymphe, die er nie vergißt?
Soll er die Welt durchziehn, die Luft entzünden
Mit Liebesseufzern seines Lebens Frist?
Und immer doch zuletzt sie nicht ergründen
Bis ihm der Hoffnung letzter Tag verfließt?
Kommt die Geliebte nicht ihm zu gewähren,
In stiller Sehnsucht muß er sich verzehren.

Nie wird zu diesem See sie wiederkehren,
Wo sie im Laub versteckte Späher glaubt,
Und wenn sie zürnt, was sind Warinens Lehren?
Wenn er der Badenden den Schleier raubt,
Daß sie nicht fliehen kann und muß ihn hören,
Dann kann er werben wie die Gunst erlaubt;
Doch welcher See ist der beglückte vierte,
Wo er sie könnte finden und nicht irrte?

Es sei nun Scham, sei's weil er überlegte,
Daß wenn ihn ein Geständniß erst belehrt
Das mächtig seine Phantasie erregte,
Jedweder Rückweg ewig sei verwehrt;
Sei's oder daß er eine Hoffnung hegte,
Und er den Jüngling doch noch wie bekehrt, —
Verschwiegen hatte bis zü diesem Tage
Warin, was ich so eben sing und sage.

Wie nun Maluzz dem Herrn entgegen wandelt,
Den Schnee und Regen fürchterlich durchnetzt,
Mit dem es sonst so freundlich sich verhandelt,
In welche Laune sieht er ihn versetzt!
Wie findet er ihn gänzlich umgewandelt,
Der Luzzens Gruß kaum dankenswürdig schätzt!
Ohn alles Wort rennt er an ihm vorüber;
Luzz hätte lieber einen Nasenstüber.

Und im Gemach? kaum kann er Ruhe finden,
Es pocht sein Blut, sein Athem ist beschwert;
Entkleidet, eilt er Luzzen zu verkünden,
Heut' werde sein nicht weiter mehr begehrt.
Dann stellt er wie als wollt' er fest sich gründen,
Der hohe Alte den sein Ansehn ehrt,
Sich vor Gebharden mit verschränkten Armen,
Dem bei dem Blick schon Wang und Stirn' erwarmen.

Warin kam in den letztvergangnen Tagen
In manche Stadt auf seinem Wanderzug,
Wo vom Lombardenkrieg er hörte sagen,
Den Karl begonnen auf der Pfaffen Trug.
Sie hatten viel an Desider zu klagen,
Und Kaiser Karl war grimmig schon genug,
Um mit der Willfahrung auf ihr Begehren
Nicht gern der eignen Rachlust zu gewähren.

Das alte Reich der bair'schen Theudelinde,
Das Desider beherrschte jener Zeit,
War, daß ich es sogleich vor euch verkünde,
Von seinem Untergang nur haaresbreit.
Schon hoffte Karl die königliche Binde,
Die Desiders erhabne Stirne weiht,
Nun von des alten Königs Haupt zu scheiden;
Sühnlose Feindschaft herrschte zwischen beiden.

Schon lange lüsterten die Pipiniden
Nach der Lombarden immergrünes Land.
Doch war bisher es ihnen nicht beschieden,
Weil noch sich die Gelegenheit nicht fand.
So lebten beide Reiche wohl in Frieden,
Doch ohn' ein sichres festes Freundschaftsband.
Da starb Pipin, nachdem er jedem Sohne
Die Hälfte vorbestimmt der eignen Krone.

Karl war nur nicht der Mann, um gern zu theilen;
Obwohl er seinen Bruder Karlomann
Im Südenreich als König ließ verweilen,
Sah er ihn doch mit scheelen Augen an.
Bald aber war der Bruch nicht mehr zu heilen,
Schon drohte Krieg, und Karlomann gewann,
Um sicher sich des Bruders zu erwehren,
Zwei Freund' an Tassilo und Desideren.

Mit Schmerzen sah die alternde Bertrade,
Die beider Frankenkön'ge Mutter ist,
Der Brüder auseinandergeh'nde Pfade,
Und den gewaltig angenährten Zwist.
Noch abzuwenden schien der droh'nde Schade,
Wenn ihr Tassil die Liebe nicht vergißt,
Die, da er als Pipinens Geisel lebte,
Sie mütterlich ihm zuzuwenden strebte.

Als Kind mit Karl und Karlmann auferzogen,
Schien Freundschaft zwischen ihnen zu bestehn,
Auch war ihm Karlmann jederzeit gewogen,
Und selbst an Karln nichts feindliches zu sehn.
Wie nun Bertrade mit sich Rath gepflogen,
Beschloß sie erst zu Tassilo zu gehn,
Und, wenn sie diesen für sich eingenommen,
Aus Baiern nach Italien zu kommen.

Und so geschah's. Tassil muß sie begleiten.
Als des Lombarden liebstem Schwiegersohn
Stand ihm ein Einfluß zu, der wohl bei weiten,
Der mächtigste vor Desiderens Thron.
Ein Doppelbündniß sollte sich bereiten,
Und bald sah Bertha ihrer Mühe Lohn,
Als Karl mit Karlomannen sich versöhnte,
Und ihrer Klugheit Ruf die Welt durchtönte.

Um alle künft'ge Feindschaft aufzuheben,
Ward Karln aus Desiderens Vaterhand
Desiderata zum Gemahl gegeben,
Und einer zweiten Ehe glücklich Band
Soll Adalgis und Giesela umweben,
Sie, welche zwischen beiden Brüdern stand,
Der Frankenkön'ge Schwester, und zum Throne
Ihm Desider nur vor, dem eignen Sohne.

Wer nennt die Wuth, die Roma's Haupt empörte,
Als es der deutschen Fürsten Frieden sah!
Es wähnte schon, als es die Nachricht hörte,
Das Ende aller seiner Tage da.
Es sann nur, wie es wieder ihn zerstörte,
Und seiner Künste Frucht war was geschah,
Wenn Karl, sobald vorüber die Gefahren,
Versah, der Ehre Grenzen zu bewahren.

Rom's Priester, welcher löset oder bindet
Nach Willkühr, wie sein Vortheil ihn bedünkt,
Der Welt heut segenend die That verkündet,
Die morgen ihm ein Greul zum Himmel stinkt,
Und immer noch der blöden Menschen findet,
Mit welchen ihm sein gottlos Spiel gelingt,
Ließ keine Sünd' auf Erden größer scheinen,
Als die, daß Karl und Desider sich einen.

Die Mutter kämpft, der Bruder steht dawider,
Desiderata, die in Thränen fließt,
Sinkt vor dem mitleidlosen Gatten nieder,
Der ihr sein unrührbares Herz verschließt,
In neuer Feindschaft trennen sich die Brüder, —
Karln rühret nichts, und die er kaum erkiest,
Die junge Königin, geschmäht, geschändet,
Verstoßen wird sie und zurückgesendet.

O Schmerz, der Desiderens Herz zerspaltet,
Als er sein Kind vor seinen Thoren sieht,
Und nun vernimmt wie Karl ihm Recht verwaltet,
Den heiligsten Verträgen sich entzieht
Eh noch der Mund vom Schwören war erkaltet!
Auch Giesela, für Adalgis erglüht,
Wird auf Karls Wink, ihr Leben zu vertrauern,
Versperrt in eines Klosters düstre Mauern.

Schon dröhnt das weite Reich von neuen Stürmen,
Da, — sicherlich ein Tod zu rechter Zeit,
Vor welchem selbst mit seinen festen Thürmen
Samoucy's Schloß ihm keinen Schutz verleiht, —
Starb König Karlmann. Sich vor Karln zu schirmen
Flieht furchtsam seine Wittwe weit, so weit,
Als sie mit ihren Kindern nur kann fliehen,
Um Karln sich, dem verdächt'gen zu entziehen.

Wo könnte sie sich sicherer befinden,
Wenn Desider ihr seinen Schutz gewährt?
Bald hören sie von Frankreich aus verkünden,
Daß Karl, dem Reich des Bruders zugekehrt,
In Carbonac sich huld'gen läßt. Mit Gründen
Ist nicht zu streiten mehr. Zwar unverwehrt
Wär's Karlmann's Kindern Rückkehr zu erwerben,
Doch nimmermehr als ihres Vaters Erben.

Ein enges Kloster würde sie umgeben,
Und wenn selbst starke Männer sterblich sind,
Um wie viel näher muß der Tod umschweben
Ein armes, schwaches, vaterloses Kind.
Noch ist das Land bereit zu widerstreben,
Noch die Vasallen Karlmann's wohlgesinnt,
Noch Hoffnung da, mit kriegerischem Eisen
Den Raub dem falschen Oheim zu entreißen.

Schon lange mußte sich die Welt gewöhnen,
Zu sehn wie Rom die Kön'ge bannt und krönt;
Drum fordert, zum Vergessen des Geschehnen,
Was wider ihn gefehlt war und gehöhnt,
Fürst Desider, daß Hadrian den Söhnen
Des todten Frankenkönigs sich versöhnt;
Der goldne Reif soll ihre Häupter zieren,
Dann woll er siegreich sie nach Frankreich führen.

Vergebnes Fordern und vergebnes Mühen!
Der Papst versagt dem freundlichen Begehr,
Und die erbitterten Lombarden ziehen
In Rom's Gebiet mit allgewalt'gem Heer.
Zu großem Schaden wär es jetzt gediehen,
Wenn Karl nicht rasch herbeigekommen wär,
Mit allen, die in Deutschland Ruhm erwarben,
Und denen die in Ronceval nicht starben.

Mont Jour wird, Mont Cenis wird überstiegen,
Und Susa's Paß umgangen durch Verrath,
Und wohin immer Frankreichs Fahnen fliegen
Erndtete Karl der Priester schlimme Saat.
So war es ehrlich nicht, doch leicht zu siegen,
Denn als die Stunde der Entscheidung naht,
Und beide Heere kriegerisch sich fassen,
Sieht Desider die Nächsten ihn verlassen.

Geschlagen flieht er nach Pavia's Mauern,
Und nach Verona flüchtet Adalgis;
Doch lange kann ihr Widerstand nicht dauern,
Der Städte Abfall und Verrath erwies,
Daß überall geheime Feinde lauern.
So ist des Reiches Untergang gewiß,
Von außen nur kann Hülf' und Rettung kommen,
Eh noch die letzten Vesten sind genommen.

Dieß Alles hatte nun Warin vernommen;
Er, welcher immer wider Karl in Gluth,
Fühlt jetzt sich dreifach wider ihn entglommen,
Und seinem bitter angeregten Muth
Kann dießmal auch der Jüngling nicht entkommen.
Sohn, sprach er finster, es wird endlich gut,
Daß wir einander näher kennen lernen,
Und jegliche Verstellung nun entfernen.

Als ich dich fand in jenem Abgrund liegen,
Entseelt und einem sichren Tode nah,
Schon da sprach etwas mir aus deinen Zügen,
Mir war, als ob ich früher schon dich sah.
Und jeden Zweifel völlig zu besiegen
Fand ich den Schild am andern Tage da,
Wo du gefallen, zwar in vielen Stücken,
Doch ließ sein Zeichen sich noch wohl erblicken.

Vernimm! Luitburg ist deiner Mutter Name,
Dein Ahn der unglückseelge Desider,
Der jetzt, in seines Herzens wildem Grame,
Umsonst nach seinen Enkeln blickt umher.
Und glichest du ihr nicht in's Wundersame,
Wenn ich darüber sonst in Zweifel wär,
Die müßige Gewohnheit müßt's entschleiern,
Daß du der Sohn bist Tassilo's von Baiern.

Getroffen ist dein Herz von Liebespfeilen,
Des Helden Ruhm ist deinem Aug' entrückt,
Umwunden von der Hoffnung Zauberseilen
Bist du durch deine Träume nur beglückt.
Nichts treibt dich mehr in's laute Feld zu eilen,
Wo sich das Gras mit blut'gen Rosen schmückt.
Du bist begnügt! Aus deinen Erstlingsthaten
Wer hätte sich ein solches End' errathen!

Und so wie du legt Tassilo die Hände,
Er, der der nächste, müßig in den Schooß,
Da Kaiser Karls geschwungne Feuerbrände
Schon fliegen auf Pavia's Königsschloß.
Um eines Fremden falsche Gnadenspende,
Unseelig Deutschland, war's ja stets dein Loos,
Daß deine Fürsten dich und sich verließen,
Wo's untrennbar sich fest galt anzuschließen.

Und nun, in immer rascherm Flug der Rede,
Erzählt er ihm, was eben wir gehört:
Des Kaisers ungerecht erhobne Fehde,
Die Ländergier, die jeden Frieden stört,
Und Desiderens Noth; er schildert jede
Gewaltthat, die Karl jemals sich gewährt,
Und zeigt ihm dann mit abgerißner Krone
Den Ahnherrn preisgestellt des Siegers Hohne.

Der hört und hört mit steigendem Erstaunen
Was jener immer weiter ihm enthüllt,
Er sitzt mit aufgezognen Augenbraunen,
Von Schrecken seine Phantasie erfüllt.
Er hört die Furien der Verzweiflung raunen,
Und seine Wangen lodern tief und wild,
Er langt mit unwillkürlicher Geberde,
Als ob die Hand sich krümmte nach dem Schwerte.

Des Zornes letzter Funke hätte müssen
In seiner wunden Brust erstorben sein,
Wenn diese Zeitung nicht sein Herz zerrissen.
Vor seinem Ohr ertönt das Jammerschrein
Verfolgter Weiber, und von seinen Kissen,
Bei seiner Städte rothem Feuerschein,
Sieht er den greisen Ahn von Mörderhänden
Ergriffen, weggeschleppt, mißhandelt, blenden.

O, ruft er endlich mit erbleichten Wangen,
Sprichst du die Wahrheit, giebst du mir den Tod!
Nicht ohne Grund, ruft der, magst du erbangen;
Noch hat es zwar um Tassilo nicht noth,
Doch wenn der Longobarden Reich vergangen,
Dann siehe zu, dann ist's auch ihm gedroht.
Verbirg mir nicht dein Haupt mit deinen Händen,
Nicht Thränen könnens, Thaten müssens wenden.

Und du, der Enkel Desider's willst weilen?
Bleibt dir dem starken Jüngling nichts zu thun,
Als in der Liebe weichen Rosenseilen
Auf Gras und Blumen schwärmerisch zu ruhn?
Das Schwert herbei, und ich will mit dir eilen!
Einst hatt' ich braune Locken, greise nun,
Doch wo das Vaterland liegt in Gefahren,
Da darf sich auch des Lebens Rest nicht sparen.

Heraus, ruft er, den lange müß'gen Degen,
Mit Stahl bewehrt die deutsche Mannesbrust,
Mit Muth dem fremden Uebermuth entgegen,
Die Freiheit ist, das Leben kein Verlust.
Wo einer eurer Kleinsten unterlegen,
Ihr Deutschen alle macht es euch bewußt,
Daß da ganz Deutschland in ihm ist beleidigt,
Für Einen Alle muß es sein vertheidigt.

Ergreife, ruft er glühend, deine Waffen,
Den Helm auf's Haupt, den mächt'gen Speer zur Hand!
Was hab ich in der Hütte noch zu schaffen,
Ist von Gefahr umringt mein Vaterland!
Vom eignen Herd sieh mich die Flamme raffen,
In's Dach geschleudert sieh den Feuerbrand,
Und wie die Gluthen auf uns niederrinnen,
Ein neues Leben laß uns jetzt beginnen!

Und prasselnd fliegen schon die hellen Funken,
Es schwillt der Dampf, hier ist kein Bleiben mehr.
Der Jüngling kann nicht sprechen, thränentrunken
Stürzt er hinaus und holt die Kriegeswehr.
O Greis, ruft er, ihm an die Brust gesunken,
Dank dir! leb wohl, auf Nimmerwiederkehr;
Zum zweiten Male giebst du mir das Leben,
Ich — will es meinem Vaterlande geben.

Gleichviel, wem schon die Jugend ist entschwunden,
Wie wem sie freundlich ihre Rosen beut,
Zu jeder Zeit, in schlimm und guten Stunden,
Im Schmerz, wie wenn ein innig Glück erfreut,
Wenn uns der Mißmuth einsam hält umwunden,
Der Freude tändelnd Rauschen uns zerstreut, —
Willkommen immer ist nach jeder Meinung
Der holden Frau'n beglückende Erscheinung.

Wo ist ein Blick, der sich nicht froh erheitert,
Wo ein gepreßtes Herz, das gern und bald
Nicht wärmer pocht und freudig sich erweitert,
Wenn sie sich nahn in blühender Gestalt?
Die Zucht erwacht, die Sitte wird geläutert
Durch ihrer Anmuth siegende Gewalt,
Denn bei der Frauen züchtig reinem Walten
Muß alles sich zum Besseren entfalten.

Darum erzähl' ich gern von holder Frauen
Sittigem Wirken, Lieb' und stiller That,
Und viel, o Kön'gin, wüßt' ich zu vertrauen,
Was noch bisher Warin verschwiegen hat.
In süßen Banden könnten wir ihn schauen,
Wie ihm das Glück nun endlich doch genaht.
Das Glück? kein irdisch Glück ist ohne Schmerzen,
Kein Lebenshimmel, den nicht Wolken schwärzen.

Als von Pavia er hinweg gegangen,
Erdrückt von neuer Täuschung bittrem Schmerz,
Da wollt er nie nach Liebe mehr verlangen,
Gebrochen war sein arm verrathnes Herz.
So kam er nach Ancona, wo seit langen
Ein Schiff lag, das mit Gütern morgenwärts
Soeben seine Seegel wollte stellen;
Mit ihm vertraut' er sich den Meereswellen.

Doch gleicht das Herz der lebenskräftgen Weide
An Stromesufern und am Wiesenbach;
Wie kahl der Körbeflechter sie beschneide,
Das nächste Jahr treibt neue Gerten nach.
So keimt trotz allem Herzensweh und Leide
Auch in Warinens wunder Brust gemach
Doch einmal noch das süße Reis der Liebe,
Und schlägt noch einmal aus zu neuem Triebe.

Laß mich, erhabne Königin, gewähren
Und folge mir und meiner Phantasie,
Denn mit Warinen theil ich sein Begehren,
Es reißt mich fort, ich weiß es selbst nicht wie.
Auch mich treibts jenen Ufern zuzukehren,
Da sich der Wind so günstig mir verlieh.
O scheue nicht die Meerfahrt zu beginnen,
Das Ufer flieht, rasch treibt das Schiff von hinnen.

Der Kolben stöhnt, die Schaufelräder rauschen
Und schneidend durch das aufgewühlte Meer
Entbraust der Kiel in raschem Stellentauschen.
Ein schwarzer Rauchstreif flattert drüber her,
Und günstige gefüllte Seegel bauschen.
Vor uns der Wellen ungeheures Heer
Und hinter uns, so weit wir rückwärts schauen
Nur Meer und nur der Wogen dumpfes Brauen.

Hinauf, hinab geht's auf dem zack'gen Rücken,
Gewalt'ge Häupter heben sich hervor,
Hinauf, hinab, mit Steigen und mit Bücken
Umschwankt das Schiff der Wellen ganzer Chor.
Jetzt kommt der Kiel die nächsten zu erdrücken,
Er braust hindurch und hinter sich verlor
Das Schiff die Taumelhäupter weit im Fernen,
Die ewig ihr Hinauf Hinab nur lernen.

Es schäumt dieß Meer an Asiens nahe Küste,
Und schäumt zurück bis an Europas Strand,
Doch keine trostlos weite Wasserwüste,
Manch grünes Eiland hebt den Blumenrand
Daraus empor und weckt ein still Gelüste
Im Schiffer, der zu einem andern Land
Daran vorüberfährt. Mit Sehnsuchtsblicke
Sucht er sie auf und bliebe gern zurücke.

Es ist das Meer, es sind die blauen Wogen,
Mit schönen Blumeninseln übersät,
Wo Delos, die den Kynthier erzogen,
Inmitten ihrer Schwesterinseln steht;
Die Strande sind es, malerisch gebogen,
Wo ew'ger Frühling durch den Lorbeer weht,
Wo an dem Silberquell in Mirthenhainen
Zahllose süße Nachtigallen weinen.

Wo über Oelbaumwäldern, sanften Triften
Ein blauer wolkenloser Himmel schwebt,
Der Berg, ein Weingeländ' um Fuß und Hüften,
Das zackig graue Riesenhaupt erhebt,
Wo Land und Meer mit weichen Blumendüften
Die wunde kranke Menschenbrust umwebt —
O könnt ich hin mit Windesflügeln eilen,
Die Luft zu athmen und den Schmerz zu heilen.

Schon hinter uns, wo sich die Fluthen wiegen
Liegt Tenaron und liegt Cerigo's Strand
Wo Kytherea schaum= und meerentstiegen
In holder Scham verwirrt am Ufer stand.
Siehst Du am Horizont die Seegel fliegen?
Zehn, zwölfe kommen in den Scheibenrand
Des runden Meeres auf uns zugeschwommen,
Sie müssen von den nahen Inseln kommen.

Schon hob Aurora sich aus ihren Kissen,
Und roth und röther wuchs der Himmel fort,
Und immer goldenere Pfeile schießen
Durch's Meer heran bis an des Schiffes Bord.
Da plötzlich wird der Himmel aufgerissen,
Die Sonne, ha! — wo bleibt des Dichters Wort?
Die Sonne kam mit den allmächt'gen Strahlen
Die Welt in ihren Zauberschmelz zu malen.

Die tausend Inseln, die im morgenfrühen
Rosigem Meer des Schiffers Wort verhieß!
Da schwimmen sie, als ob der Lenz im Fliehen
Sie aus dem Schooß wie Blumen fallen ließ.
Auf sanften Wellen schaukeln sie und ziehen,
Wie sie der Wind hier= oder dorthin blies,
Und immer näher kommen wir gezogen
Umgaukelt von des Morgens jungen Wogen.

Das steigt und neigt, das schaukelt, dehnt und schmiegt sich,
Ein zierlich Nixenkind tanzt seinen Reih'n.
Es stutzt, erschrickt, schwankt, flieht und duckt und biegt sich
Und überstürzt sich in die Fluth hinein.
Es guckt, es kommt zurück, es hüpft und wiegt sich
Muthwillig wie vorher, und hinterdrein
Kommt der Gespielen lust'ge Schaar gesprungen,
Und halten es umkreist, umtanzt, umschlungen.

An blüh'nden Gärten, Säulen und Altären
Und Blumenufern fliegt das Schiff vorbei,
Die Inseln sieht man immer noch sich mehren,
Mit jedem Radschwung wird das Leben neu.
Hier blickt ein weißes Landhaus aus den Flören
Der grünen Mirthe, hier noch eins, dort zwei;
Das ganze Meer ist sonnenrothes Leben,
Auf welchem Berg' und Hain' und Tempel schweben.

Und auf dem Schiff, welch Leben, welch ein Treiben!
Mit schau'nden Menschen füllt das Dach sich an,
Kein Schläfriger will auf dem Lager bleiben,
Sich immer mehrend drängen sie heran.
Dort stehen Männer, weisend, und beschreiben,
Dort Frau'n so früh schon zierlich angethan,
Und lassen sich entzückt, die sie nicht kennen,
Der Ufer wohllautvolle Namen nennen.

O Hellas! Land! in halb vergeßnen Tagen
Der schönen Menschengötter Lieblingsland,
Wir wollten deinen Untergang beklagen,
Und sieh! dein Loos war plötzlich umgewandt.
Die Götter hatten dein sich nicht entschlagen,
Dein Schicksal stand in eines Höchsten Hand,
Und eine Zukunft ist dir zugemessen,
So ruhmreich als die Tage, die vergessen.

Otto, der Sproß aus stammverwandten Ahnen,
Führt dich zu neuem schönen Ruhm heran.
Verbrüdre dich dem Volke der Germanen,
Verlaß den allzulangen trüben Wahn;
Keins wünscht wie das den Sieg für deine Fahnen,
Keins folgt so neidlos deiner Freiheit Bahn,
Manch deutsches Herz bedeckt schon griechsche Erde,
Das bis zum Tode treu sich dir bewährte. —

Und nun kommt Melos mit den Waldgehegen.
Ihr süßer Athem weht so weich und mild
Und kommt bis weit in's Meer voraus entgegen
Asphodelos- und Thymian-erfüllt.
Die kranke Brust schlürft ihren warmen Seegen
Bis lange Züge ihren Durst gestillt.
Dort Siphnos, Seriphos und fern zu sehen
An Kythnos hin, Hymettos Purpurhöhen.

Dort drüben seh ich Paros, Naros liegen,
Wo Theseus als er zu dem Heimathstrand
Vorüberfuhr, ein Held auch im Betrügen,
Der schlafenden Ariadne sich entwand.
Noch glänzten Thränen in den schönen Zügen,
Als Dionysos die Verlaßne fand.
Getröstet von des Himmlischen Erbarmen
Hing sie beseeligt in des Gottes Armen.

Glückselge Zeit, die Mensch und Gott verbunden,
Da, wenn der Schmerz des Lebens Hoffnung nahm,
Ein mitleidvoller Gott die tiefen Wunden
Aus Wolken auf die Welt zu heilen kam.
Flieh hin, Treuloser! schöner noch verbunden,
In seinen Arm geschmiegt voll süßer Scham,
Schwebt mit dem Gott die seelge zu den Sternen;
Kein irdisch Leid mehr bringt in ihre Fernen.

Zeus nahm sie auf in seine seelgen Räume,
Empfing als Tochter sie aus Sohneshand,
Daß er auch ihr die Stirn mit Epheu säume.
Ihn hat er den Gesalbten beigenannt,
Weil er der erste sanftrer Bildung Keime
Der rohen Menschheit lehrend zugewandt.
Wer einer ganzen Menschheit Heil erwiesen
Wird wohl mit Recht als Heiland auch gepriesen.

Ich kann den alten Göttern nimmer grollen,
Weil sie den Sterblichen sich gern vermählt.
Bin ich ein Mensch und soll den Gott nicht wollen,
Der zum Olymp die Irdischen erhebt?
Soll'n wir die schöne Brücke brechen? sollen
Die Thür verschließen, die zum Himmel fehlt?
O süßer Wahn, daß seelge Götter ringen,
Den Menschen menschlich liebend zu bezwingen.

Schwer faßt der Mensch den Gott, der ohne Thräne
Im ewgen Gleichmuth seine Loose streut:
Drum müssen niedersteigen Göttersöhne,
Gleichfühlend Himmelslust und irdisch Leid;
Vom Vater haben sie die Gluth für's Schöne,
Und von den Müttern süße Menschlichkeit.
Sie müssen leben, lieben, leiden, klagen,
Daß sie die Menschheit zu den Göttern tragen.

Damals noch gingen Götter und Heroen
Mit göttergleichen Menschen Arm in Arm.
Der stille Hain verbarg die glücklich Frohen,
Und schöne Liebespaare wurden warm.
Da war ein Kosen, Flüstern, küssend Drohen,
Beglückte Neigung und viel süßer Harm;
Die Erde feierte die frohsten Feste,
Denn schöne Götter waren ihre Gäste.

In allen Wäldern flüsterten Dryaden,
In jeder Grotte weint' ein zärtlich Kind,
Zum Waldsee schlüpften Nymphen sich zu baden,
Und Zephyr lauschte, ein muthwillig Kind.
Ein Räuber, neckend, immer froh am Schaden,
Riß er die luftgen Schleier in den Wind;
Sie sehn ihn flieh'n und mit erschrocknem Schreien
Eilen sie nach, doch er — ist längst im Freien.

Du süße traute Heimath meiner Schwäne,
Wohin Warin mit stillem Schiffe zieht,
Noch liegst du da in jugendlicher Schöne,
Wie du in jener Jugendzeit geblüht.
Noch immer klingen deiner Dichter Töne
Zu uns herüber und wir sind bemüht
Zu lauschen auf die anmuthreichen Sagen,
Die leise Winde flüsternd zu uns tragen.

Laß uns entfliehen aus dem engen Leben
Noch einmal in der Dichtung holdes Reich!
Ein Bild aus bunten Farben will ich weben,
Und freudig, holde Sänger, folg ich euch.
Ob es sich je, ob niemals hat begeben,
Was uns erfreut ist uns der Wahrheit gleich,
Was wir als wahr empfinden ist geschehen,
Selbst wenn es nur der Dichter hat gesehen.

Wo jetzt Lepanto, sonst Naupakt, gelegen
Am schönen Meeresbusen von Korinth
Der sich den Kephalleniern streckt entgegen,
Und wo jetzt Missolunghi's Wälle sind,
Da herrschte Thestios. Der Götter Seegen
Gab von Eurythemis ihm manches Kind;
Zu tapfren Helden wuchsen seine Söhne,
Und alle Töchter zierte hohe Schöne.

Der Hyacinthe gleich, die zum Entzücken
Der Menschen, süßen Wohlgeruch verstreut,
Die schlanker Wuchs und schöne Kelche schmücken,
So wuchs, die nur die Mutter erst erfreut,
Leda heran, geschaffen zu beglücken.
Vorüber ging die träumerische Zeit,
Wo mächtig alle Frühlingsknospen schwellen;
Die volle Blüthe kam an's Licht zu quellen.

Kein Sterblicher noch hatte nur mit Blicken
Der jungen Fürstin Schleier angerührt,
Da stieg, den seines Himmels Sorgen drücken,
Zeus einst herab und ward dahin geführt,
Wo frohe Mädchen sich zum Wettlauf schicken.
Er sah der Jungfrau Schönheit ach! und spürt
Der Sehnsucht Brand im liebentglühten Herzen;
Er flieht, doch mit der Liebe süßen Schmerzen.

Er floh; doch unvergessen ihrer Schöne
Wird die Unsterblichkeit dem Gott verhaßt.
Ein Jüngling wird er mit des Leidens Thräne,
Ein Irdischer umlauscht er den Palast,
Und seufzt und kämpft und ringt. Denn keiner wähne,
Daß ein Olympischer als Erdengast
Nicht menschlich mußte lieben, leben, leiden,
Er theilt der Menschen Weh, der Menschen Freuden.

Denn will ein Gott nach Erdenliebe schmachten,
So muß er menschlich sich darum bemühn,
Muß sein was Menschen liebenswürdig achten,
Er muß den Gott aus seinem Busen ziehn.
Vergebens blieb des Jünglings heißes Trachten,
Er naht ihr nimmer, wenn nicht, götterkühn,
Er, um mit Liebe liebend sie zu werben,
Den Zwang der strengen Mutter kann verderben.

Am Acheloos war in Lorbeerbüschen
Ein schwellend schmaler Wiesenstreif versteckt,
Ringsum ein Hain, durch den mit seinen frischen
Silbernen Wellen sich der Fluß erstreckt.
Die Ufer schwangen sich in malerischen
Biegungen mit des Rasens Grün bedeckt,
Und alles schien gemacht zu sichrem Baden,
Des Waldes scheue Nymphen einzuladen.

Dahin begab sich Leda einst verschwiegen,
Daß sie die süße Lust des Bades stillt;
Und wie sie zahllos auf den Fluthen wiegen
Wird von der Mädchen Schrei der Wald erfüllt.
Die einen plätschern und die andern liegen
In Gruppen auf dem sonnigen Gefild;
Dann fliegen alle in die Fluth von neuen,
Die Schwän' am Ufer drüben zu zerstreuen.

Die rudern schweigend langsam auf und nieder
Und ziehn gejagt den goldnen Strom hinab,
Die Mädchen lärmen nach und kommen wieder,
Doch unvermerkt je mehr, je weiter ab;
Nur Leda blieb und ruht die weißen Glieder
Im schönsten Rasenteppich den es gab.
Die zarten Füße spielten in den Wellen,
Die leise rieselnd dran vorüber schwellen.

Sie stützt das Haupt, und weiß sich nicht zu deuten
Was sie bewegt; sie ist allein, sie weint.
Sie weiß es nicht wie, die sonst Schmerz bereiten,
Wie Thränen weinen nun so süß erscheint.
Und Zeus, der überall zu allen Zeiten,
Der hier vor Glück fast zu vergehen meint, —
Es reißt ihn hin, hinüber möcht' er fliegen,
Und huldigend zu ihren Füßen liegen.

Sie ist so schön und weint. Und all sein Sehnen
Entbrennt zu heftig lodernder Begier,
Den Arm um ihren schönen Leib zu lehnen,
Die heiße Brust an ihre Brust. Auch ihr
Sieht er den Busen sich von Seufzern dehnen,
Sie zittert, sieht umher, sieht niemand hier,
Und sinkt dann wieder in die stillen Träume,
Des liebenden Begehrens erste Keime.

Was soll er thun? er sinnt und steht betroffen,
Es reißt ihn hin und hält ihn doch zurück;
Käm er ein Jüngling ach! was könnt' er hoffen?
Sie würde fliehn und mit ihr all sein Glück.
Geliebt sein will er, will ersehnt sein, offen
Mit zarter Werbung ringen um den Blick,
Der zu dem Freund emporsieht mit Entzücken
Und glücklich ist, beglückt ihn zu beglücken.

Wer Alles ist kann über Alles schalten,
Und der verborgen schon in Allem ruht,
Wählt wie er will die wechselnden Gestalten.
Ein schöner Schwan stürzt Zeus sich in die Fluth,
Urplötzlich sieht man Flügel ihn entfalten,
Und wie ein Schwan mit stiller Hoheit thut,
So rudert er mit prächtigem Gefieder
Und stolzem Fittig vor ihr auf und nieder.

Sie sieht ihn wohl, und er kommt immer näher,
Schon lockt und schmeichelt sie dem schönen Thier;
Er hält am Ufer und ihr wird, als säh' er
Mit stillem Mitleid ihre Trauer hier.
Sie setzt sich auf; er, schüchtern, thut als flöh' er,
Und weilt doch wieder gleich zu Füßen ihr;
Schon neckt sie ihn mit diesen kleinen Füßen,
Und läßt die Fluth auf sein Gefieder fließen.

Wie scheint er gern der Finger Spiel zu leiden
An Hals und Brust, er schmeichelt sich an's Knie;
Er ist so zahm, so sanft und so bescheiden,
Sie sah ein anmuthvoller Thier noch nie.
Sie streichelt ihn, er sucht es nicht zu meiden,
Wer wohl ist glücklicher, er oder sie?
Sie kosend, liebend über ihn gebogen,
Er halb vergehend zu ihr hingezogen.

Da rauscht ein Fittig — ha! es ist ein Häher
Der auf den Schwan mit Mordlust niederfährt.
Das Thier erschrickt, sie schreit vor Schmerz; o eher
Mag er sie selbst ergreifen ungewehrt!
Sie schürzt den Arm um ihn und zieht ihn näher,
Den andern kämpfend nach dem Aar gekehrt.
Glücklicher Schwan! du ruhst an ihrem Herzen
Und sie erduldet Angst um dich und Schmerzen.

Flieh hin, o Aar! — Sie hält die weißen Glieder
Mit ihren Armen ängstlich noch umfaßt —
Flieh hin, du thatest deinen Dienst, nie wieder
Kehrst du zurück. — Wie pocht ihr Herz voll Hast;
Sie küßt das Thier und ach! — der Schwan küßt wieder!
Sie sinkt dahin, sie schwindet. Zeus, du hast
Gesiegt. Die Wolke kommt auf deinen Willen,
Dein Glück mit ihrem Schleier zu verhüllen. —

Die Wolke kam, und als sie nun entschwebte,
Die Leda und den schönen Gott verhüllt,
Da blüht der Lenz. Aus tausend Zweigen strebte
Das weiße Blatt, der Wald träumt dufterfüllt
Der Vögel tausendstimmig Lied belebte
Den Hain, ihr Streit aus stillem Strauchwerk schrillt
Um Nest und Weib, und zu erneutem Werde
Durchzieht ein lauer Hauch die Frühlingserde.

Und auf der Wolke schwebt der Gott getragen,
Hegt das geliebte Haupt an starker Brust.
Ach, ihre Thränen möchten ihn verklagen,
Und ach, ihr Lächeln athmet Glück und Lust.
Sie kann ja doch nie wieder ihm entsagen,
Sie ist der Gottesliebe sich bewußt,
Und keine Leiden reißen, keine Schmerzen
Dieß selige Bewußtsein aus dem Herzen.

Auf Spartas rossenährendem Getrifte
Da stand ein Haus, das Haus des Tyndaros,
Mit goldnen Zinnen ragt' es in die Lüfte
Hochauf, denn Zeus macht seine Freunde groß,
Und groß war König Tyndar, der Geprüfte.
Mit ihr zu theilen all sein irdisch Loos,
Zu Schirm und Schutz, der Großes an ihm übte,
Vertraut der Gott dem Freunde die Geliebte.

Sie stieg herab. Schluchzend mit tiefem Bangen
Hält sie den Gott, der sich zum Gehn gewandt;
Sie scheidet ach! und stürzt mit Glutverlangen
Zurück an seine Brust, auf seine Hand.
Dann schifft die Wolke langsam hin, es hangen
Die Blicke lange an ihr festgebannt,
Und immer kleiner wird sie, kleiner, kleiner —
Und nur der Gott kann trösten; keiner, keiner!

Sie schreit und deckt die Augen mit den Händen,
Umsonst umfaßt sie tröstend Tyndars Arm;
Es reißt der Schmerz, als soll es mit ihr enden,
Die Brust entzwei und grenzenloser Harm,
Als ob die letzten Kräfte ihr entschwänden,
Stößt krampfzerrißnes Weinen aus. O arm,
Du armes Herz, wie fühlst du dich verlassen,
Seit du in ihm dein Glück nicht kannst umfassen.

Kein Weinen kann den Scheidenden errufen,
So nimm sie an, des neuen Freundes Hand;
Ergeben wandle seines Hauses Stufen
Mit ihm hinan, den dir der Gott gesandt.
In jedem Schmerz, den Götter selber schufen
Verbargen sie der Heilung sichres Pfand;
Schon da sie noch in Kummer will vergehen,
Ist längst für sie das Tröstende geschehen.

Bald fühlt sie wohl, der Gott sei nicht geschieden,
Wohin sie geht, er schwebt vor ihrem Blick.
Es stellt das Herz allmählig sich zufrieden,
Es füllt, sie weiß nicht, welch geheimes Glück.
Die Augen ruhn, die träumerischen müden,
Und wenden in die eigne Brust zurück;
Sie fühlt im Busen ein geheimes Leben
Und süße, süße Schauer ihn durchbeben.

Sie wandelt sinnend durch des Hauses Säle,
Und um des hohen Söllers weiten Ring,
Und steht und sieht, im Blick die ganze Seele
Nach einem Wolkenbild mit Gruß und Wink.
Sie rührt die Lippen, wie wenn sie erzähle
Dem langvermißten Freund, der von ihr ging.
Sie lächelt still und senkt die Augenlieder,
Und blickt beseeligt dann zur Wolke wieder.

So weilt sie Stunden, weilt sie schöne Tage
An den Geländern wartend angelehnt,
In süßer Zwiesprach und in süßer Klage
Mit dem Geliebten, den sie vor sich wähnt.
Geberd' und Blick verrathen Red' und Frage,
Und wenn der Scheidenden das Auge thränt,
So ist's als ob es Abschiedsthränen wären,
Doch sind die Lippen stumm, kein Laut zu hören.

Noch oft, wenn längst der Mond ist aufgestiegen,
Wenn sich sein Strahl auf Flur und Hainen bricht,
Auf fernem Meer sich ruh'ge Wogen wiegen
In seinem Schmerz beruhigendem Licht,
Sieht noch der Lauscher im Versteck, verschwiegen,
Sie dastehn mit erhobenem Gesicht.
Und dann ergreift ihn Furcht und heil'ger Schauer,
Sein Vorwitz weicht, er schleicht aus seiner Lauer.

Sie aber fühlt an ihres Herzens Schlägen
Des Gottes Nähe, völlig sein gewiß.
Er neigt von leichten Wolken ihr entgegen
Und lächelt ihr; er winkt — die Finsterniß
Der Schatten, die sich vor dem Mond bewegen,
Zerreißt, und langsam aus der Wolke Riß
Gehn schöne Menschen schwebend ihr vorüber,
Sie grüßen freundlich her und sie hinüber.

Das sind die deinen, spricht der Gott; sie alle
Verdanken einst den Ursprung deinem Schooß,
Daß unsrer Liebe Nachruhm nie verhalle
Sei ihr Geschick vor allen andern groß.
Sie sollen Kronen tragen, Purpur walle
Von ihren Schultern, vieler Menschen Loos
In ihre Hände wird das Schicksal legen,
Sie sind bestellt der Menschen Heil zu pflegen.

Und wie ers spricht, beschritt in Himmelsschöne
Den Wolkensaum die Menelas gewann,
Die Schönste aller Sterblichen, Helene.
Weit hält sie ihre Arme aufgethan,
Wie wenn sie nach der Mutter Trost sich sehne,
Die zärtlich ihr entgegen beugt. Es kann
Nicht satt die Mutter sich am Kinde sehen,
Da schwinden schon die Formen und vergehen.

Und wieder kommen zwei umfaßte Knaben,
Kastor und Pollyx brüderlich vereint;
Unsterblich Pollyx und von Göttergaben,
Dem Tod verfallen Kastor und beweint.
Doch nie mag Pollyx selbst den Himmel haben,
Den er nicht theilen darf mit seinem Freund,
So steigt er einmal denn zum Orkus nieder
Und einmal sind unsterblich beide Brüder.

Sie nicken freundlich. Ueber ihnen blitzen
Die Flämmchen, die den Schiffenden erfreun,
Sankt Elms genannt, weil sie das Schiff beschützen
Wenn Sturm und Wogen ihm Gefahren dräun.
Auf ihren reichen vollen Locken sitzen
Gleich Eierschalenhälften, spitzig, klein,
Zwei weiße Hütchen, grade wie's gebrochen
Am Kopf des Hühnchens klebt, das ausgekrochen.

So leuchten sie voran, und hinter ihnen
Drängt zahllos sich die Schaar der Enkel nach.
Viel Frau'n und Jungfrau'n, hold in Blick und Mienen,
Und Jünglinge und Helden ziehn gemach
An ihr vorbei. Die alle hier erschienen
Würdig zu nennen ist die Kraft zu schwach.
Hermione, geleitet von Oresten
Die Tochter Helenas mit allen Besten.

Dann kommen Nordlandshelden, an den Waffen
Erkennbar und der kräftigen Gestalt,
Und wieder Frauen wunderhold geschaffen,
Auf ihren Häuptern Zeichen der Gewalt.
Vor allen, die der Wolke sich entraffen,
Vier Frauen sind's, von Purpur reich umwallt,
Und wieder drei, die herrlich hier erschienen,
Vor allen, die der Menschen Ruhm verdienen.

Vorauf, die Krone Preußens in den Haaren,
Elise wars, der Sanftmuth Königin,
Umschlungen, wie Kastor und Pollyx waren,
Mit Amelie, der Sachsen Herzogin.
Umschwärmt von lieblich blühnden Kinderpaaren,
Wie sie umschlungen, kommen weiterhin
Sophie mit Oesterreichs Erzherzogskrone,
Marie, die Königin auf Sachsens Throne.

Von Einer Mutter und in Einer Stunde
Geboren wurde jedes schöne Paar;
Von ihrer Liebe geht dieselbe Kunde
Wie sie von Kastor und von Pollyx war.
Und wie die Sage in des Schiffers Munde
Von jenen Helfern aus der Sturmgefahr,
So preist das Volk auch diesen Paaren beiden
Die Hülfbereitschaft nach in Noth und Leiden.

Nicht Königinnen zwar und Kaiserinnen
Sie selber sind Sophie und Amelie,
Doch wenn der Zeiten Keime Frucht gewinnen
Einst Königsmütter, Kaisermütter sie.
Mit ihnen gehn, vertieft in stilles Sinnen,
In Wittwenschleier eingehüllt zu früh,
Auguste, Karoline. Leise heben
Die Wolken sie empor, bis sie verschweben.

Mit ihr, die eine Kaiserkrone zierte,
Mit Karolinen ging die Herzogin
Der Baiern, Ludovike. Ihr gebührte
Nicht mindrer Preis, und königlicher Sinn
Verklärt ihr Diadem. Auguste führte
Die schönen Töchter schwebend mit sich hin.
Die Eine Erbin von der Schweden Krone,
Die Andre Kaisrin auf Brasiliens Throne.

Auch schöne Männer gehn mit den Geschwistern
Karl, der des Krieges Waffen sich erwählt,
Und Ludewig. Sein Königshaupt umflüstern
Des Lorbeers Zweige. Daß kein Ruhm im fehlt,
Gab ihm die Dichtkunst Kränze, während lüstern
Umsonst ein Andrer kaum ein Blatt erquält.
Die Götter sind partheiisch. — Leise heben
Die Wolken sie empor, bis sie verschweben.

Nach ihnen kommt, an seiner Hand Marien,
Die holde Gattin, Maximilian,
Er, dem im neuen Glück die Wangen glühen,
Und sie schmiegt liebend dem geliebten an.
Dann sieht man zahllos lange Schaaren ziehen
Von Brüdern, Schwestern, Kindern, angethan
Mit Purpur und mit Kronen. Leise heben
Die Wolken sie empor bis sie verschweben.

Schon sind sie fort, da tritt, als sie verschwunden
Ein Jüngling aus des Mondes letztem Glanz,
Sein Arm hält Griechenlands Panier umwunden,
Die Hand ein blankes Schwert. Und Kühnheit ganz
Blickt, deutet er hinaufwärts, wo verbunden
Die schönsten Sterne stehn zum schönsten Kranz.
Ein glücklich Loos, wer ruhig darf besitzen,
Doch größer ist's zu gründen und zu schützen!

So sinkt der Mond. Doch Leda steht noch immer
Entzückt, weil sie Entzückendes gesehn;
Sie heftet ihre Augen an den Schimmer
Der Sterne, welche still vorüber gehn.
Der Menschen Reiche, seufzt sie, gehn in Trümmer,
Ihr Ewigen seht alles still geschehn,
Doch wär es wahr, daß ihr das Schicksal leitet,
Den Meinen allen sei nur Glück bereitet.

Und wie sie's spricht, so fühlt sie sich durchschüttern,
Der Morgen graut, es weht sie an so kühl,
Die Wang erblaßt, und Herz und Glieder zittern,
Es wird ihr um die Brust so weh und schwül.
Kaum aufrecht bebt sie an des Daches Gittern,
Das Knie versagt und bricht noch vor dem Ziel.
Herbei, herbei! ihr des Palastes Frauen,
Nach eurer Herrin eilt euch umzuschauen.

Und wie die Sonn' empor geht, lange Schatten
Der Bäume werfend auf gefurchtes Land,
Auf grüne Weiden, nebelstreif'ge Matten,
Worauf der Thau in jeder Blume stand,
Da eilt der Bote schon, Tyndar, dem Gatten
Wie jeder meint, und den er auswärts fand
Beim treuen Schaffner in des Landguts Nähe,
Die Botschaft zuzuwehn, wie er ihn sähe.

Und jedem Landmann der die trägen Rinder,
Selbst schläfrig, träg in Pflug und Egge spannt,
Und jedem Hirten den er nicht geschwinder
Mit Hund und Lämmern frühe wandeln fand,
Dem winkt sein Stab, und eifrigster Verkünder
Ruft er ihm über hundert Acker Land
Die Kunde zu, die ihn so sehr erregte,
Und was bald freudig Stadt und Land bewegte.

Und was erzählt er? o es ist zum wundern!
Ein Mädchen ward geboren göttlich schön!
Mit schönern Augen, und mit weißern, rundern
Wängchen und Aermchen war noch keins gesehn.
Er schildert es den staunenden Erkundern
Als achtes Wunder; zwar er will gestehn,
Er selber sah es nicht, doch hat's vernommen,
Es sei ein Kind wie aus dem Ei gekommen.

Was? spricht der Bauer, halb im Schlaf und jähnend,
Ein Mädchen aus dem Ei gekommen, was?
Und noch ein fern'rer, auf dem Grabscheit lehnend,
Fragt, was sagt der? Ei, spricht der erste, Spaß!
Und wiederholt. Jedoch der zweite sehnend
Nach Unerhörtem, wie die Kuh nach Gras,
Ein Ei gelegt? o über alle Maßen!
Und läuft in's Dorf, und sagt's auf allen Straßen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rôbe,

Der geraubte Schleier Romanze

Bd.: 1

Leipzig 1842

P.o.germ. 1170 t-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117249-8